Scheuerlin

Musiker-Novellen.

Von

Georg Scheurlin.

+ 9. VI. 72.

Hannover.
Carl Rümpler.
1872.

Musiker-Novellen.

Von

Georg Scheurlin.

Hannover.
Carl Rümpler.
1872.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Musiker-Novellen.

Die Preis-Composition.

Neuer Frühling.

Thu' auf die stillen Pforten,
O Wald, zu Klang und Zier;
Der Lenz ist aller Orten,
Der Lenz will ein zu dir.

Der Lenz will dich begrüßen
Mit Blüthen, Duft und Schall,
Voraus das Lied der süßen,
Liebtrunknen Nachtigall.

Und nun, mein Herz, entfalte
Was dein an Lust und Sang,
Der Frühling ist vom Walde
Zu dir in hellem Gang.

Der Frühling und sein Hoffen —
Das Herz erfaßt es kaum;
O Himmel, wärst du offen,
Dort fänd' es sel'gen Raum!

Daß nicht die Luft es sprenge,
Mach' deine Thore weit; —
Die Welt ist viel zu enge
Für solche Seligkeit!

Dies war der Inhalt eines Liedes, welches an einem heitern Maimorgen in wundersamer Tonweise aus den Fenstern eines Dachstübchens in die Lüfte hinausklang, die es dann weiter über den blühenden Kirschbaum unten im Garten hinweg nach Wiese und Wald trugen. Wie ein freundlich aufgeschlagenes Auge blickte jenes Fenster von dem Giebel eines bescheidenen Landhauses herab und blitzte über Feld und Anger, als müsse es mit seinem Widerschein auch in all' den Glanz und Schimmer des jungen Frühlingstages hineinleuchten und ihn vergolden. Bald, so lugte aus demselben ein treuseliges, jungmännliches Antlitz in die Landschaft hinaus, nicht anders, als wollt' es selbst auch ein Fleckchen klaren, sonnigen Morgenhimmels über die lenzhafte Gegend ausgießen. Die Welt hatte

noch keinen der Züge verwischt, welche Mutter Natur auf diesen Spiegel eines kindlichen Gemüthes geschrieben. Das braune Augenpaar erschloß im Aufblicke nach dem blauen Himmel gleichsam einen zweiten Frühling mit allen Blüthen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Um die Lippen des Jünglings schwebte noch der letzte Hauch jenes Liedes; ein leises Beben derselben verrieth die tiefe, innere Bewegung des Sängers, während die dunkeln Augen wie mit einer stummen Frage den gold'nen Wolken nachzogen und mit unendlicher Sehnsucht über die fernen Berge schweiften. Aber selbst eine Wolke des Unmuths, wie sie zuweilen über eine sinnende, sehnende Stirne zieht, hätte ja in diesem Augenblicke vor der Bläue des Aethers, vor der Pracht und dem Dufte der Wipfel und vor dem Gesang weichen müssen, der ringsum in Laub und Lüften wirbelte.

Wer war unser Sänger? — In der Weihe und der Macht seines Liedes lag mehr als nur

das flüchtige Gefallen an dem Spiel der Töne, weit mehr als blos ein süßes, träumerisches Wiegen auf jenen klingenden Wellen, welche das Menschenherz in ferne, ungeahnte Lande voll Hoffnung und Liebe tragen. Daß die Musik dem jungen Manne zum Berufe geworden, zeigte schon ein flüchtiger Blick in das enge Stübchen, seine Wohnstätte, die so manches sonst nothwendige Geräthe entbehrte, während darin ein Gegenstand des Luxus — ein Clavier — Platz hatte. Freilich das bescheidenste aller Tonwerkzeuge, unscheinbar, alt und zerbrechlich, und doch die kleine Welt, aus welcher der junge Mann die Stimmen und Bilder einer wunderbaren Sprache vernahm. Die kurzen, schlottrigen Tasten schlugen nur mit schlichten, metallenen Stäbchen an die messingenen Saiten; aber sie weckten daraus wehmüthigsüße Klänge, und wenn sein Finger sie berührte, grüßte es ihn wie tönende Blüthen, wie Seelen aus einer andern, schöneren Heimath. Auf dem emporgeschlagenen Deckel lagen einige Noten-

blätter; — eines davon mit der Singweise und der Begleitung des vorhin belauschten Liedes beschrieben und das Motto führend:

Das Vöglein und die Menschenbrust —
Sie ziehen sehnend himmelwärts,
Das Vöglein auf der Schwingen Lust,
Im Lied und Leid das Menschenherz.

Der Jüngling, vom Fenster zurücktretend, durchlas das Blatt noch einmal sinnend und gedankenvoll. Eine unbeschreibliche Mischung von Gefühlen flog durch seine Seele. Der süße Friede, den ihm kaum erst die heitere Morgenschau gebracht, die fröhliche Hoffnung, an der doch zumal das jugendliche Gemüth selten Mangel leidet, — sie wichen je mehr dem Zweifel und der Besorgniß, je länger sein Auge die sauber geschriebenen Notenzeichen betrachtete. Eine stille Ergebung schien endlich seine Besorgniß niederzukämpfen: „Im Lied und Leid das Menschenherz“ — wiederholte er bedeutsam; und mit dem Ausrufe: „So gehe denn auch du, mein Lied,

und wirke, was du kannst" — ergriff er Feder und Blättchen Papier, schrieb darauf mit vorsichtig gehender Hand deutlich und sauber den Namen Franz —bert, versiegelte das Blättchen, versah es außen mit demselben Sinnspruche, den wir oben lasen, und befestigte es sorgfältig an dem Notenbogen, der jenes Lied enthielt. Dann versah er das Ganze mit einem Umschlage, schloß auch diesen und überschrieb die kleine Rolle:

An das Preisgericht für den deutschen Musikverein
zu
—burg.

Nach diesem Geschäft hob sich seine Brust zu einem tiefen, langen Athemzuge; er schien von einer schweren Last befreit und leichteren Muthes gingen ihm die noch übrigen Verrichtungen von der Hand. Er ordnete seine kleine fahrende Habe, zumeist Bücher, Schriften und Kleidungsstücke, zur Verpackung in einen mehr als geräumigen Koffer, schlichtete jedes Ding

sorgfältig und bedächtig in sein Plätzchen, so, als dünke ihm noth, Alles gehörig unterzubringen, und sah sich endlich verwundert nach weiteren Gegenständen um, als er in dem Gehäuse noch Raum genug, dagegen nichts mehr einzupacken fand. Nachdem er den Koffer endlich mit dem nöthigen Ballast ausgefüllt, sperrte und siegelte er auch diesen, versah ihn mit der Aufschrift:

An
den Schulprovisor Franz —bert
in
Lindheim

besah sich noch einmal die kleine traute, bis auf das unscheinbare Clavierchen völlig entleerte Stube, wischte sich dabei zwei überflüssige Tropfen aus den Augen und stieg eine steile Treppe hinab zu seiner Hausfrau.

„Ei, schon zum Abschied fertig, Herr Schulprovisor?“ erwiderte das graue Mütterchen auf den Gruß des Eintretenden. „Es ist ja noch gar früh am Tage!“

„Sie wissen ja, Frau Försterin“, versetzte Franz, „Morgenstunde hat Gold im Munde; und nach seinem Glück muß man früh aufstehen und suchen.“

„Recht gut“, meinte die Alte; „nur sollten Sie nicht so Knall und Fall aus dem Hause, ohne noch eigentlich zu wissen wohin.“

„Was mich von hier forttreibt, wissen Sie ja wohl“, versetzte der junge Mann. „Nur auf die Wintermonate für die hiesige kleine Schule bestellt, bin ich nun mit dem beginnenden Frühling dienstlos und muß für den Sommer gleich den Schwalben, nur in umgekehrter Weise, eine andere Heimath suchen.“

„Es ist schon hart und bedauerlich“, entgegnete das Weib, „nicht allein für Sie, sondern auch für unsere Jugend, die nun den ganzen lieben Sommer lang ohne Unterricht bleibt und verwildert. Gern wollt' ich Ihnen das Stübchen da oben für immer lassen, ich brauch's ja doch nicht; aber der Mensch lebt nicht von der Luft allein.“

„Danke, danke!“ fiel der junge Lehrer ein. „Bin so noch Ihr Schuldner für diesen Winter. Indessen denk' ich, daß der, welcher den Sperlingen Wohnung und Speise gibt, auch für ein Menschenkind, das Muth und Lust zur Arbeit hat, noch irgend ein Räumlein übrig und einen Tisch gedeckt haben werde.“

„Gewiß, gewiß!“ versicherte die Alte und wischte sich die Augen. „Aber wohin denn nun allernächst, wenn ich fragen darf?“

„Nach Lindheim“, sagte Franz. „Ich habe im Amtsblatt gelesen, daß dort ein betagter Organist einen Gehülfen sucht. Ich reise heute dahin, um demselben meine Dienste anzutragen. Finde ich daselbst mein zeitweiliges Unterkommen, so werde ich Ihnen wegen der Nachsendung meines Koffers schreiben. Dem Claviere aber gönnen Sie wohl noch sein Plätzchen für einige Zeit.“

„Für lange, hoffe ich, für recht lange“, erwiderte die Frau eifrig, „denn im Herbste werden Sie ja doch wohl wieder kommen und bei

uns wohnen? Ja, ja, das müssen Sie mir auf die Hand versprechen, Herr Schulprovisor."

„Da haben Sie meine Hand auf ein glückliches Wiedersehen, — wenn anders Gott will", fügte Franz nachdenklich hinzu. „Grüßen Sie mir inzwischen die Nachbarn, die nach mir fragen, und leben Sie wohl."

Die wackere Försterin versprach pünktlichste Besorgung, während sie wieder mit ihrer Schürze die feuchte, furchige Wange trocknete. Als ihr Franz die Rechte darreichte, war es ihm, als fasse er die Hand seiner eigenen seligen Mutter. Die gute Frau schob ihm noch ein Stück Kuchen „zur Zehrung auf den Weg" in die Tasche, wünschte ihm tausendmal Glück und wollte für sich nur die Hoffnung, daß er kommenden Herbst wiederkehren und bei ihr wohnen werde.

Wanderung.

An jedem Orte, von dem wir scheiden, lassen wir ein Stück unsers Lebens zurück und nehmen

nur die Erinnerung des Erlebten mit. Sei dies ein heiteres oder ein trübes, immer wird der letzte Schritt über eine heimisch gewordene Schwelle ein bedächtiger, der letzte Blick nach dem Schauplatze unserer Thätigkeit ein wehmüthiger sein.

Von den Anhöhen aus, bis zu welchen sich das freundliche Thal erstreckte, dem unser junger Wanderer Lebewohl sagte, sah er noch einmal nach dem traulichen Dörflein und dem Hause zurück, das er vor Kurzem verlassen hatte. Noch stand das kleine Giebelfenster offen, daraus vor einer Stunde sein früher Gesang erschollen war. Es grüßte so freundlich nach ihm herüber, als wollt' es ihn in seine engen Räume zurückrufen. Franz verstand die stumme Sprache wohl; aber ein anderes, dringenderes Wort hieß ihn wandern. Er drehte sich rasch zum Weitergange. Die Lerchen über seinen Häupten trillerten ihr Morgenlied. Auch aus den benachbarten Feldern erklang ihm eine bekannte Stimme mit „Grüß Gott!“

Es war eine schmucke, frische Dirne, auf dem Acker beschäftigt, die ihm zugerufen hatte. Sie war dem jungen Manne nie gram gewesen. Daß er heute auf immer von dannen schied, mochte sie wohl kaum ahnen; wer weiß, ob dann ihr Gruß so unbefangen geklungen hätte. Franz bot ein herzliches „Behüt' Gott!“ entgegen, blickte noch einmal nach dem hübschen Kinde — und war hinter den Gebüschen des nahen Gehölzes verschwunden.

Die weiche Stimmung, die unsern Wanderer bei dem ersten Schritt aus dem traulichen Dörfchen ergriffen hatte, wich bald den Eindrücken des schimmernden blauen Himmels und der frühlingsfrischen Natur. Welch Gemüth vermag auch, sonderlich im Geleite der Jugend und der Hoffnung, auf lange hinaus den Wirkungen des blühenden, quellenden und klingenden Lenzes zu widerstehen? Wenn der lichte Aether über uns in sonniger Verklärung zittert; wenn die weichen Lüfte mit Duft und Stimmen sich um unsere

Brust legen; wenn die Welt wie ein neues Evangelium der ewigen Liebe sich um uns breitet, darinnen Bach und Quelle, Wald und Vöglein lesen und beten und singen; wenn dann der Odem Gottes selber durch Wipfel und Halme und Herzen geht: dann ist kein Nebel um die Brust so trüb und dicht, keine Eisrinde über ihr so starr, daß sie nicht dem Morgenstrahl und der Wärme des jungen Tages wiche. Als über dem jungen Gesellen die Lerchen trillerten, Finken und Hänflinge ihn aus Bäumen und Büschen begrüßten, da stimmte auch er erst leise, dann laut und lauter seine Lieder an und sang:

Und willst du wandern wohlgemuth,
So ziehe mit dem Frühling aus;
Wo der die holden Wunder thut,
Da ist die Welt ein Gotteshaus.
Die Seele weiß von keinem Leid,
Denn jede Sehnsucht schlummert still;
Wer je den Himmel finden will,
Dem gibt er Frühlings das Geleit.

Der Frühling und ein jung' Gemüth
Wie selig wandern diese zwei;

Kein süß'rer Traum, der singt und blüht,
Als du, mein Herz, im schönen Mai.
Und grüßte gar zu dieser Zeit
Die Liebe mich mit Kuß und Sang:
Dann, Himmel, fahre hin bislang
Mit aller deiner Herrlichkeit!

Ein Lied weckte nun das andere, und so maß er unter allerlei Stimmen und Tonweisen seinen Weg, daß er kaum den Vorüberflug der Stunden und Meilen bemerkte. Zwar machte sein Magen des öftern bescheidene Erinnerungen an Einkehr und dergleichen; dazu läuteten die Glocken hier und dort zu Mittag; die Kamine in fernen und nahen Dörfern rauchten, aus der Wirthshausküche, an der er so eben vorüberschritt, dampften ihm leckere Gerüche entgegen; aber unser Freund hatte so triftige Gründe gegen derlei Versuchungen, daß jener an Gehorsam längst gewöhnte Mahner verstummte und seinen stillen Unmuth an dem Reste des Frühstücks ausließ, welches Franz noch in der Tasche fand.

Im Suchen nach diesem geringen Ueber-

bleibsel war ihm die Papierrolle wieder in die Hand gekommen, die er Morgens gesiegelt und zur Abgabe bei einem Postamte eingeschoben hatte. Den Inhalt des kleinen Packets kennen wir, seine Bestimmung auch; sollte noch zu sagen nöthig sein, daß es die Erstlingscomposition unseres Freundes, die Lösung einer Preisaufgabe war, welche ein kunstliebender Fürst in öffentlichen Blättern ausgeschrieben hatte? Lesen wir nicht in dem leisen Erröthen der Wangen, dem zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Blick des jungen Musikers, wie viel der letztern er auf dies erste Loos gesetzt? Die Tonkunst, die hohe, reine Priesterin seines Herzens, — war sie ihm hold genug, um ihn zu ihren Geweihten zu zählen? War die Stimme, die ihn zum Bilden in Tönen und Weisen drängte, eine tiefe, himmlische, — würdig, in dem Chore deutscher, begeisterter Sänger mitzuklingen und gehört zu werden? — Das erste Lied, das erste Bild, aus keuscher Brust geflossen, oder mit schüchterner

Hand gemalt, tritt immer zagen Schrittes, weil ungewiß seines kommenden Looses, an den Markt der Oeffentlichkeit; denn die innerste, heiligste Blüthe eines kunstbeseelten Gemüthes scheut das grelle Tageslicht, in welchem die kühle, gleichgültige Menge wandelt, und was aus seliger Brust geboren, sollte auch nur an selige Herzen kommen.

Aehnliches wohl dachte und fühlte Franz auf seinem Wege, bis ihn endlich bei ziemlich geneigter Sonne ein freundliches Städtchen in seine Thore aufnahm. Die rührige Menschenmenge in den Straßen, die zahlreich aufgeschlagenen Stände und Buden mit ihren Waarenauslagen zeigten, daß hier Jahrmarkt sei. Franz drängte sich mühsam durch das noch immer dichte Gewimmel. Die bunten, ausgehängten Waaren und das Gewoge der kaufenden oder auch nur müssig dahin treibenden Menge ergötzte sein Auge. Er genoß das bewegliche Schauspiel um so heiterer und unbefangener, als

ob die Hunderte der Auf- und Niederwandelnden ihm ebenso fremd wären, wie er ihnen selbst! Langsam durch die Gasse sich schiebend und geschoben, hatte er bereits die halbe Bevölkerung des Marktes an sich vorüberdrängen sehen, die steifen Kleinstädter, die freundlichen Bürgersmädchen in Putz und Flimmer, die behäbigen Landleute, Gesichter und Gestalten jeder Form und jeden Alters. Plötzlich — wer war das? Ein Wesen, wie er es noch nie erschaut, — wundersam, rührend, vollendet. Er sah diese Gestalt nicht gehen, sie schwebte wie von unsichtbaren Händen getragen, so vielleicht mögen Engel über die Erde wandeln. Eher klein als groß, die Augen tiefblau, wie zum Gebete offen, die Lippen keusch geschlossen, die Stirne sinnend, fromm, über das ganze Wesen der Duft der Bescheidenheit, der Schmelz der Anmuth und der Zauber jungfräulicher Züchtigkeit ausgegossen — war sie neben allen Anderen ihres Geschlechtes eine durchaus eigene, nur sich selbst

gleichende Erscheinung. Auch ihre Kleidung, obwohl einfach und ländlich, verrieth die gebildetere Stellung des Mädchens. Jetzt wandte sie sich seitwärts, jetzt fiel ihr Blick auf den jungen Wanderer. Franz hatte bei dem Strahle dieses Auges in den Himmel gesehen; eine unbekannte, unbegrenzte Macht schlug ahnungstief in sein Inneres. Dieses Mädchen war ihm bestimmt — jetzt und für immer, diese oder nie irgend eine — so fuhr eine Stimme gleich einer Weissagung durch seine Seele. Sie ging nicht allein, eine Freundin oder Verwandte, fast gleichen Alters, eine schlanke, muntere Brünette, hielt sich an ihre Seite. Eben standen sie vor einem Hause, welches Schild und Aufschrift als Post- und Gasthaus bezeichneten.

„Willst Du da nicht einige Augenblicke auf mich warten, Lore?“ fragte die Begleiterin, „Du gehst in die Wirthsstube, indeß ich noch einen Auftrag besorge. Meine Frau Pathin, die Posthalterin, kennst Du ja, und sie wird

Dich freundlich aufnehmen." — „Gewiß", lautete die Antwort, „nur laß nicht lange auf Dich warten, damit wir noch vor Abend heimkommen; hörst Du, Lieschen?" — „Nein, nein!" rief die Brünette und verschwand im Volksgedränge. Lore, dies also war der Name des wunderbaren Kindes, trat in das Gasthaus. Franz folgte, wie von magischen Banden gezogen. Hatte er nicht sein Packet auf der Post abzugeben, und verlangten seine müden Füße nicht ein Weilchen Ruhe? Zwei Gründe, einleuchtend genug, um an sich schon eine kurze Einkehr zu rechtfertigen. Nach Lindheim, wohin er heute noch wollte, konnte ohnehin nicht mehr weit sein, seiner Berechnung nach eine Stunde etwa. Kurz, alle früheren Bedenklichkeiten waren dahin, und Franz stand, er wußte kaum wie schnell, in der Wirthsstube.

Da innen herrschte laute, lärmende Lustbarkeit, Gezeche, Musik und Tanz; wie die Markttage in Landstädtchen sie zu bringen pflegen. Ein

Paar jammernde Geigen, eine schwindsüchtige Clarinette, eine lechzende Trompete und ein heiseres Bäßchen, welch ein Orchester! welche Disharmonien! Und doch weckten diese Töne — die gütigen Musen mögen den Mißbrauch dieses schönen Wortes entschuldigen! — in den jugendlichen Gemüthern umher Scherz und Lust. Die Bursche johlten und stampften den Boden mit ihren nägelschweren Absätzen, die Mädchen schäkerten und lachten, und wenn einer der ländlichen Walzer begann, gab es ein Accompagnement von Schnalzen, Singen und Pochen, daß von der Musik wenig oder nichts mehr zu hören blieb, — ein Verlust, den hier Niemand williger hinnahm, als Franz. Wie liegt doch, dachte er in diesem Augenblick für sich, in Allem, was Ton ist oder auch nur den Ton bedeutet, eine Gewalt, ein Zauber auf das Menschenherz, daß es trauern oder sich freuen oder beten muß, bei so wesenlosen Gebilden von Traum und Ahnung und Luft! Wäre die Musik vielleicht die Sprache

einer andern Welt, eine Sprache, die nur in ihren schallenden, tönenden Ausklängen sich auf die Erde herab verloren hat, während die Deutung, der Sinn dieser dunklen Worte uns nicht mehr erreichbar ist?

Franz hätte vielleicht diese Gedanken noch weiter verfolgt, wäre nicht ein anderes, mächtigeres Bild zwischen ihn und seine Phantasien getreten. Dort in der Ecke der Gaststube, die nun zum Tanzsaale umgewandelt, nächst dem Fenster, saß die Bewunderte, das Auge aufmerksam auf die Gasse gerichtet, woher ihre Begleiterin kommen sollte. Ein mit Krügen und Gläsern bedeckter Tisch stand neben ihr im Winkel des Zimmers. Franz mußte in ihre Nähe treten, wenn er für sich und den Schoppen Wein, den ihm die Kellnerin gebracht, Platz finden wollte. Mit leise zitternder Hand hielt er das Glas. Um Alles gern hätte er Lore — wie überaus lieb dünkte ihm auf einmal dieser Name! — den Ehrentrunk angeboten; aber er

wagte es nicht und stellte das Gefäß wieder auf den Tisch. Ein kurzer, nur zu kurzer Blick, ein Blick aber, in dem sich eine tiefe, volle Seele spiegelt, war der einzige Tausch, welchen Muth und Glück ihm mit dem schönen Kinde zu wechseln gestatteten. Eine schnelle, zarte Röthe überflog ihre Wangen nach diesem Momente.

Die Seele hat ein leises, geheimnißvolles Gefühl, einen geistigen Sinn, durch welchen sie mit feinen Fäden aus der Ferne und unvermittelt die Eindrücke eines verwandten Herzens empfängt und eine werdende Liebe in der andern Brust wie eine zweite Schöpfungsgeschichte belauscht. In unnennbar süßen, heiligen Schauern gehen da die Ahnungen durch unser Inneres, die Boten jenes Frühlings, der nur einmal blüht, und dessen reichen Himmel wir meist erst dann erkennen, nachdem er uns unwiederbringlich verloren ist! Auch an Lorchens Busen schlug in diesem Augenblicke jener stillselige Ton, der Wecker der ersten, reinsten Liebe. Das schlichte,

unverdorbene Kind der Natur, wie unbekannt auch mit den Wegen, auf welchen der gefährliche Gott sich in ein unbewachtes Herz zu schleichen pflegt, empfand bis in die tiefste Seele die Bedeutung jener bewundernden Blicke, denen sie von Zeit zu Zeit in Franzens Augen begegnete; sie fühlte ihr Blut aus dem Herzen nach den Wangen und aus den Wangen wieder nach dem Herzen strömen; sie litt eine heimliche seltsame Angst, indem sie sich von dem jungen fremden Manne mit den schönen fragenden Augen betrachtet wußte, und hätte doch um Vieles in der Welt nicht die Befriedigung dieses seligen Gefühles gegeben. Noch ohne ein Wort von dem unbekannten Jüngling empfangen oder an ihn verloren zu haben, war es ihr doch, als sei ein verborgener, heiliger Schatz ihrer Seele an ihn verrathen. Sie heftete das Auge fester an den Boden und hielt von Zeit zu Zeit den Odem an sich.

Aus dieser träumerisch-süßen Empfindung riß sie die rauhe Stimme und die täppische Hand eines Bauernburschen, der das Mädchen zum Tanz aufforderte. Es war ein stämmiger Geselle, in wohlhabender, fast reicher Tracht; in der Seitentasche die kurze, silberbeschlagene Tabackspfeife mit der lang hervorhängenden silbernen Kette, das sammtene Wamms und die Weste mit angelötheten, schweren Geldstücken bespickt, die Mütze schief auf der Stirn, das braunrothe Gesicht erglühend, das Auge weinselig, der Gang schwankend, die Zunge schwer, der ganze Bursch in derjenigen Verfassung, in welcher sich freier Wille und das Gesetz der Schwere um den Sieg streiten.

Lorchen streifte mit einem flüchtigen, schüchternen Blick das Auge unsers jungen Wanderers. Sie begegnete einem seltsamen Gemisch von Verwunderung und Bedauern auf seinem Gesichte,

und eine tiefe Röthe schoß ihr über die Wangen. „Ich tanze nicht“, erwiderte sie entschlossen, indem sie unwillig ihre Hand aus derjenigen des betrunkenen Burschen loszuwinden suchte.

Das war tauben Ohren gesprochen. Der Bursche hatte die sich Sträubende mit kräftigem Arm bald in die Höhe gezogen und machte Anstalt, das schwache Mädchen mit Gewalt in den Kreis der Tanzenden zu ziehen. Das geängstete Kind verschwendete nutzlose Bitten; selbst ein paar Thränen, die ihren Vorstellungen zu Hülfe kamen, blieben unbemerkt und ohne Erfolg. Keiner der lärmenden und tosenden Gesellen hatte Acht für ihre Bedrängniß. Sie durfte in diesem Kreise vielleicht nur von Einem ein Mitgefühl für ihre mißliche Lage erwarten; dieser Eine war aber offenbar ohne Macht, seiner Theilnahme durch wirksame Mittel Nachdruck zu geben. Eine stumme, zagende Bitte aus den schönsten Augen, die er je gesehen, drang ihm durch die Seele. Es hatte kaum dieses flehenden

Blicks bedurft, um seinen grollenden Unwillen über die dem züchtigen Mädchen widerfahrene Gewalt zu ausbrechendem Zorn zu steigern. Flammendrothen Angesichts, mit zum Kampf gestählten Händen und ohne Rücksicht auf die ungleich stärkeren Kräfte, mit denen er es aufzunehmen hatte, fiel er dem rohen Burschen rasch und keck in die Arme und bewirkte durch den ungestümen Angriff, wie durch den donnernd ausgestoßenen Zuruf: „Schämt Ihr Euch nicht, einem wehrlosen Mädchen also Gewalt anzuthun?" — daß der Gegner verblüfft und stutzig seine Beute fahren ließ. Diese, kaum ihrer Fesseln ledig, verschwand augenblicklich wie ein gescheuchtes Reh durch die Thür. Franz stand nun allein und wohl hülfloser noch, als vor wenig Minuten Lore, in der Mitte einer Schaar von aufgeregten, zu Streit und Gewaltthat erhitzten Gesellen. Zwanzig und mehr Fäuste erhoben sich gegen ihn; aus dem dichten Knäuel um ihn her war kein Entrinnen, die Glut seiner Wangen

wich einer bedenklichen Blässe; er sah sich verloren. „Wie, zehn gegen einen?“ rief er laut und zürnend unter die Menge hinein, „ist das unter braven Leuten Sitte?“ — Sein Wort verklang vor tauben Ohren; er fühlte sich bereits am Arm und Kragen gepackt und sah eine drohend geschwungene Faust über seinem Haupte, als eben noch im höchsten kritischen Momente sein rettender Engel in der Gestalt eines — Landjägers ins Mittel, heißt das in die Stube trat. Man errichtet für Erfindungen von weit zweifelhafterem Werthe Denkmale; die Erfindung dieser Sicherheitswächter ist eine der segensreichsten unseres Jahrhunderts, nicht etwa nur für einen Novellenschreiber, der seinen Helden um jeden Preis mit heiler Haut aus den Brüchen ziehen möchte, sie ist es für jedes Herrchen, das sich mit Sicherheit in den Strudel eines Volksfestes wagen, oder nach der Polizeistunde mit süßem Wohlbehagen seinen vier Pfählen zuwanken will; und man fragt billig mit Ver-

wunderung, warum dem Erfinder dieses Fortschritts der verdiente Dank so lange vorenthalten bleibt?

Dieser deus ex machina war übrigens keineswegs vom Zufall hergeführt; Lorchen hatte ihn in der Nähe gefunden und schleunig an den Ort der Gefahr entsendet. Sein Erscheinen änderte plötzlich die Scene. Die gewaltthätigen Hände ließen augenblicklich von ihrem unglücklichen Opfer ab, und Franz, von den zudringlichen Fäusten kaum befreit, hielt es für das beste, ohne irgend eine Genugthuung in aller Stille sich zu empfehlen. Er befand sich bald wieder auf offener Straße; hier gingen seine Augen auf und ab und hin und her nach dem schönen Kinde, dem er gern, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, ein Lebewohl gesagt hätte. Sie war und blieb verschwunden, und still für sich hin sinnend und träumend schritt er im Abendlichte dem Orte seiner Bestimmung entgegen. Mit der sinkenden Sonne hatte er Lindheim erreicht; aber erst am

andern Morgen, bei besserer innerer und äußerer Verfassung, wollte er den entscheidenden Gang zu dem alten Lehrer und Organisten machen. Die für heute eingehaltene Sparsamkeit erlaubte ihm, sein Nachtquartier in einem anständigen Wirthshause zu nehmen, das vor dem Thore des Marktes lag. Wohin aber, wenn seine Bewerbung eine fruchtlose, wenn ein Anderer ihm zuvorgekommen und die Stelle, nun seine einzige Hoffnung, schon besetzt war? — Er verzehrte sein bescheidenes Nachtessen gar still und nachdenklich und ging mit allerlei trübseligen Vorstellungen zu Bett.

Fast hätte er einem Gefühle von Verlassenheit, wie es den Menschen in der Fremde ohnehin leichtlich überkommt, mehr als es wohl sonst in seinem Gemüthe lag, Raum gegeben. Aber die Abendglocke vom Kirchthurme, der aufgehende Mond, der sein Lager beschien, das Bild Lorchens, das sich wie von selbst mit den Strahlen des milden Nachtgestirns verwebte, zuletzt aber

der glückliche, frische Jugendmuth und der heitere fröhliche Glaube an den getreuen Gott in und über seinem Herzen wischten bald die nutzlosen Sorgen aus seiner Seele, und unter dem Spiele von Tönen, Bildern und Träumen schlief er ein.

Der Mensch des Abends und der Mensch des Morgens sind zwei verschiedene Wesen. Die Nacht vollendet an uns gleichsam eine neue Schöpfung, denn Entschluß, Muth und Thatkraft kommen mit dem Morgen. Franz hätte mit der aufgehenden Sonne sogleich wieder wandern mögen, weit, weit in die grüne Welt hinein. Der Frühlingshimmel spannte sich wieder strahlenvoll vor den Fenstern seines Stübchens aus; die Erde lag, so weit er über Hof und Garten schauen konnte, wie zu einer Hochzeitfeier geschmückt, und er selbst hätte der Spielmann sein mögen, ihr den Brautreihen vorzumusiciren.

Der Besuch und sein Erfolg.

Franz stand vor dem Schulzimmer.

„Herein!“ antwortete eine Stimme auf sein bescheidenes Pochen. Er folgte dem Zuruf; eine Schaar von jugendlichen Köpfen richtete sich sogleich nach ihm hin; der Lehrer, ein altersgraues Männchen, schritt ihm freundlich entgegen. Das vergilbte, furchige Angesicht schmückte ein dünner Kranz von weißen Haaren; unter buschigen Braunen schauten wohlwollend die kleinen aschfarbigen Augen hervor, über denen verschoben und verborgen, zwei runden Kirchenscheiben nicht unähnlich, die Brille saß. Franz brachte sein Anliegen mit kurzen Worten vor. Der Alte hielt sich anfänglich schweigsam; er trat einen Schritt zurück, gleichsam um den jungen Mann von einem bessern Standpunkt aus zu beobachten, rückte seine Brille in die Augen und schien zu überlegen. Franz pochte das Herz; er fühlte an jedem seiner Schläge, wie

viel für ihn an der Entscheidung dieses Augenblickes hänge. Doch ließ ihn ein gewisses Selbstvertrauen kein weiteres Wort zur Unterstützung seines Auftrags versuchen; er wollte sehen, was seine Persönlichkeit in Verbindung mit den vorgelegten Zeugnissen wirken würde. Der greise Mann schien seine Beobachtungen vollendet und Franz die stumme Prüfung zur Zufriedenheit bestanden zu haben. „Hm, hm", äußerte endlich der Alte, „es sind wohl noch einige Bewerber da; allein ich kann nicht Jeden brauchen. Sie gefallen mir, junger Mann; es käme nur auf eine kleine Probe im Schulhalten und Orgelspielen an, um mich für Ihre Wahl zu entschließen." — Franz war auf der Stelle zu dem einen wie zu dem andern bereit. Der Lehrer trat ihm sogleich Buch und Platz ab, und nun gings an ein Katechisiren, Erzählen und Unterrichten, daß dem Alten wie den Jungen eine Stunde verging, sie wußten nicht wie. Die Glocke schlug allen zu früh, und der alte Meister

konnte nicht umhin, seine Zufriedenheit auszudrücken. Die noch fehlende Ruhe und Stetigkeit, meinte er, werde mit den Jahren schon kommen; und wenn es mit der musikalischen Befähigung des Candidaten eben so gut stehe, wolle er sich keinen andern Gehülfen wünschen. Bevor sie aber zu einer kleinen Probe in die Kirche hinüber gingen, möge Franz einen Löffel Suppe mit ihm einnehmen.

Der würdige Greis entließ die Schüler und führte seinen Gast ins Wohnzimmer. An der halbgeöffneten Küchenthür vorüberschreitend, rief er seiner am Herde beschäftigten Tochter zu: „Richt' uns heute drei Gedecke, Lore." Das Mädchen wollte sich eben mit der neugierigen Frage nach dem Warum umkehren, aber das Wort erstarb ihr bei dem Anblick des jungen Gesellen auf der Zunge, — ein halb ersticktes Ja war ihre Antwort, und von tiefer Röthe übergossen bückte sie sich wieder zur Arbeit. Franz stand im ersten Augenblick wie an den

Boden gebannt; es fuhr ihm wie der Schlag eines Blitzes durch die Seele; dann aber entklang ihr ein tiefinnerliches Jauchzen so leis' und doch wieder so fröhlich, daß er seine Hand an die Brust legte, zu verhüten, daß sie nicht laut aufjubelte und sich verrathe. Im Wohnzimmer des Lehrers stand ein wohl erhaltenes Fortepiano; dort angekommen, wurde Franz ersucht, etwas zu spielen. Er begann eine kleine Phantasie im gebundenen Style. Allmählig lenkte er in bedeutungsvolleren Figuren auf ein entfernteres Thema ein. Der Alte lauschte und lächelte still in sich hinein. Aber Franz war nicht bei gewohnter Fassung, in seinem Kopfe gingen Töne und Bilder von heut und gestern durcheinander, die Schläge seiner Brust störten Tact und Rhythmus des strengen Satzes; nun ging auch die Thür auf; Lorchen, die vielleicht gelauscht hatte, trat ein und machte sich am Tische leise Beschäftigung: es war aus mit seinen Gedanken, die Anklänge eines alten Liedes kamen

ihm zwischen die Finger, und ohne zu wissen wie, war er in der Melodie der Strophe:

Nun weicht, ihr güld'nen Sonnen,
Nun, Mond, beschließe deinen Lauf;
Zwei hellere Strahlenbronnen
An meinem Himmel leuchten auf!

Zwei Augen voller Treue,
Zwei Sterne voller Pracht,
Zwei Blumen so voll Treue,
Daß ihres Thaus ein Tropfen trunken macht.

Ein Glück für den jungen Clavierspieler, daß der künftige Principal weder das Lied noch dessen Weise kannte; er möchte sonst wohl über die Absprünge und die weltlichen Gedanken des Candidaten die Stirn ziemlich ernsthaft gerunzelt haben. Nun aber nahm er in gutem Glauben auch den absonderlich heitern Schluß für eine nothwendige Zuthat des Ganzen, und bezeigte sich mit den Leistungen des Aspiranten höchlich zufrieden. „Ich denke schon, es soll Alles nach Wunsch werden", fügte er seinem Lobe hinzu. „Nun aber kommen Sie zu einem Löffel Suppe;

denn Lorchen hat angerichtet und würde schmälen, wenn wir das Essen kalt werden ließen."

Lore aber stand am Tische — nachdenklich, in sich hinein verschämt, ohne eigentlich zu wissen worüber, — in Allem aber dennoch still selig, obgleich sie sich eben so wenig fragte — warum. Franz ging es um nicht viel besser. Er wußte nicht, sollte er sich dem liebreizenden Kinde als völlig Fremder vorstellen, oder durfte er sich auf seine Bekanntschaft von gestern berufen. Lore, seine Verlegenheit merkend, kam ihm zu Hülfe, indem sie das Gespräch mit den Worten eröffnete: „Wie schön, daß ich heute meinen Dank nachholen kann. Vater, das ist der junge Mann, von dessen gütiger Hülfe ich dir erzählt habe." Das war dem Greise ein neuer Beweggrund, gleichsam ein bedeutungsvolles Zeichen für die Besiegelung seines Vorhabens. Er drückte seinem Gaste dankbar und warm die Hand, füllte zwei Gläser mit bescheidenem Landweine und

ermunterte seinen Nachbar, mit ihm auf ein recht langes und zufriedenes Zusammenbleiben anzustoßen; denn — meinte er — wenn es Franz mit ihm und seinem Hause versuchen wolle, so solle denn der Vertrag zwischen ihnen in Gottes Namen geschlossen sein. Franz stieß freudig an und schlug in die ihm dargebotene Rechte. Das Dienstverhältniß ward sonach über Tisch völlig ins Reine gebracht. Das Mahl war höchst einfach, aber für Franz ein olympisches. Die Gesellschaft blieb bei drei Personen, denn die Mutter war längst gestorben, und die Tochter führte nunmehr allein den Haushalt. Franz glaubte zu träumen, wenn er nun überdachte, wie er so mit einem Mal sich unter so lieben Menschen befand und wie das Alles so unvermuthet gekommen war. Lore aber war sich selbst noch nie so fremd, so ahnungsselig vorgekommen wie heute, und manchmal schrak ihr Herz wie aus einem schauerlich süßen Traume empor.

Die Abdankung.

Der Sommer ging für Franz dahin als eine einzige ununterbrochene Festzeit; die Monden däuchten ihm Wochen, die Wochen — Tage. Das Gärtchen am Hause war das kleine aber vollgenügende Paradies, in welchem er pflanzte, ruhte und liebte. Auch die Pflege dieses kleinen Stückchen Feldes lag Lore ob, denn der Vater war oft durch Gicht verhindert, der sonst gewohnten Lieblingsbeschäftigung nachzugehen; aber Lore, hatte an Franz den treuesten Gehülfen, und kein Blumenbeet stand weit und breit in so schönem Flor, kein Gemüsefeld so sorgfältig gegätet und begossen, und keine Hecke so sorgsam gepflegt, als die ihrigen. Ein freundlicher Blick ihres Auges, ein traulicher Händedruck, dazu ein liebliches „Wie gut Sie doch sind“ von ihren Lippen, war ihm mehr als aller Lohn. Lorchen hatte aber auch oft, öfter als je vorher, im Gärtchen zu schaffen, bald zu stecken, zu pflanzen,

bald auszustechen, zu pflücken oder zu begießen. Manchmal standen die Beiden neben einander vor einer Rose, unschuldsvoll und glühend wie diese, und sahen der schwelgerischen Geschäftigkeit einer Biene zu, die im Kelche der Blume wühlte, und dann hingen ihre Herzen, Seelen und Gedanken so dicht, wie die zwei Perlen Thau's vor ihnen auf dem duftigen Rosenblatte neben einander. So nahe lagen sich die beiden Tropfen, daß das Auge fast keine Grenze zwischen ihnen mehr erfand, und doch so voll, so ruhig, den Himmel und die Erde spiegelnd. Jetzt — ein leiser Lufthauch, der das Blatt bewegte, ein kaum bemerkter Anstoß, und die zwei Tropfen rannen zusammen in eine einzige, schwere Blumenthräne. Auch den Seelen der träumend Liebenden und lieben Träumenden ist der streifende Windstoß nicht ausgeblieben, und sie zitterten in einander, erschreckt und selig zu Einer Seele und in Einem Gefühle.

Es war ein unfreundlicher Herbsttag, den Vater hielt sein Fußübel im Zimmer; Franz leerte den Apfelbaum im Garten, Lore nahm ihm die gepflückten Früchte ab. Ein Bote unterbrach die Arbeit; er hatte einen Brief an Franz. Lore sah ihn das Schreiben lesen, sie bemerkte den Wechsel von Röthe und Bläſſe auf seinen Wangen; sie fragte sich still besorgt um den Grund dieser innern Bewegung. Franz gab ihr den Brief; es war ein Schreiben der Gemeinde Werbach, die Erinnerung an das Versprechen enthaltend, welches Franz beim Abschiede gegeben hatte und den Wunsch, daß er von jetzt an und für lange die dortige Schule übernehmen möge; denn die Gemeinde habe mit einigen gern gebrachten Opfern nunmehr eine ständige Schule gegründet, zu deren Lehrer sie ihn wünsche.

Lore las, und aus ihrem schönen Auge floß ein Blick so groß und tief, daß Franz darin

alle Stufen des Zweifels, der Angst und der Liebe lesen konnte.

„Und werden Sie uns verlassen?“ sagte sie endlich mit leiser, bewegter Stimme.

„Ich werde es kaum können, aber gleichwohl thun müssen“, erwiderte Franz. „Ich habe der Gemeinde versprochen, wieder zu kommen, und es sind so liebe, gute Menschen.“

Dies Wort hätte er nicht hinzufügen sollen, und wie gern hätte er es zurückgenommen; aber es war gesprochen.

Lorchen stand wortlos, wie vernichtet, das tiefe, starre Auge auf Franz geheftet. Jetzt füllte sich's mit einer schweren zitternden Thräne; die Hände, Brief und Fruchtkorb haltend, vermochten sie nicht zu zerdrücken, und die flüssige Perle rann langsam an der Wange herab. Bald, so schienen die Finger ihrer Last nicht mehr mächtig, der Brief flatterte zur Erde und der Korb glitt an ihrer Seite nieder, so daß sich die

Aepfel auf dem Boden zerstreuten. Lore ward bleich und bleicher; sie nahm ihre Kräfte zusammen, um ins Haus zu gehen, aber sie wankte. Franz war einen Augenblick stummer Zuschauer dieses innern Kampfes; er wußte nun Alles, Alles. Seine Arme öffneten sich gegen das sinkende Mädchen. „Ich bleibe", rief er, „ich bleibe! Um kein Glück des Himmels noch der Erde werde ich Dich verlassen." — Seine Lippen tranken den ersten Kuß sammt den ersten Zähren von den bleichen Wangen, — und die beiden Thautropfen hatten sich zu Einem, zu der leuchtenden Perle „Liebe" vereinigt.

Der Vater saß im Lehnstuhle, als die beiden Liebenden eintraten. Ein Blick auf das glühende Angesicht des Einen, auf das niedergeschlagene und doch selig schimmernde Auge der Andern, belehrte ihn noch, ehe es Worte versuchten, von dem Bündniß und dem Glücke der jungen Herzen; er gab dem Verlöbnisse seinen väterlichen Segen.

Aber wie nun weiter? Franz war ein talentvoller, lieber Mensch, aber noch weit von der Aussicht auf einen Schuldienst entfernt. Die ihm angebotene Stelle in Werbach würde höchstens seiner eigenen Person ein dürftiges Auskommen gewährt, auf keinen Fall den Unterhalt einer Familie begründet haben. Franz lehnte daher das Anerbieten derselben unter Dank und einer gewichtvollen Entschuldigung ab. — Der Alte ging einige Tage und Wochen lang schweigsam und überlegend einher; er liebte lange Bekanntschaften nicht, am wenigsten unter jungen Leuten, die so nahe bei einander lebten. In seinem Haupte kreuzten sich Gedanken und Entwürfe. Seine Kinder — denn also nannte er von nun an das Pärchen — sahen ihn öfters mit Feder und Papier beschäftigt und das Geschriebene sorgfältig in sein Pult verschließen. Eines Tages packte er seine Schreibereien zusammen, nahm Hut und Stock und trippelte, so gut das Podagra es ihm erlaubte, über die Straße, erst zu seinem

Gevatter, dem Bürgermeister, dann in die Pfarrwohnung. Mit befriedigter Miene kam er wieder. „Kinder", sprach er, „mein Entschluß ist gefaßt. Ich lege mein Amt zu Gunsten Franzens nieder, und ihr gebt mir das Gnadenbrod. Mit dem Bürgermeister habe ich die Sache schon ins Reine gebracht; er ist einverstanden und glaubt auch an die Zustimmung des Raths. Nur der Herr Pfarrer hat noch wegen der Jugend des Candidaten einige Bedenken. Ueber seine Würdigkeit sind alle Stimmen einig. Ich bin überzeugt, daß auch der Herr Pfarrer noch auf unsere Seite treten wird, und so hoff' ich denn mit Gottes Hülfe ein glückliches Gelingen. Wem sollte ich auch die Nachfolge auf dieser meiner einträglichen Stelle lieber gönnen und wünschen, als dir, mein Sohn? Und lang würd' ich's doch nimmer treiben."

Die jungen Leute standen in Verwunderung und Staunen; ihre Vorstellungen so wie Franzens Protestationen waren vergeblich. „Es ist

Alles reiflich überlegt und bereits ausgeführt", erwiderte er. „Euer Abwehren kommt jedenfalls zu spät. Und wie gesagt, ich denke, daß die Sache zum Besten Aller ausschlägt. Meine Abdankung und die Wahl des neuen Lehrers wird in der nächsten Sitzung vorgenommen und das Ergebniß sodann der fürstlichen Regierung zur Bestätigung vorgelegt werden. So will es die neue Verordnung. Wie Seine Hochehrwürden erzählten, wäre der fürstliche Kirchen- und Schulrath eben auf einer Inspectionsreise durch das Land begriffen und würde vermuthlich demnächst auch unsern Markt berühren. Franz solle dann durch Proben seiner Geschicklichkeit in Schule und Kirche die Zufriedenheit dieses Herrn zu gewinnen suchen, denn von dessen Entscheid hänge zuletzt Alles ab. „Und also, Franz", so schloß der würdige Greis, „liegt ein großer Theil Deines Glückes in Deinen eigenen Händen. Gott aber gebe dazu seinen Segen."

Die Prüfungen.

Die Sache ging über Erwartungen günstig. Die Gemeinde erklärte sich mit dem Vorschlage des alten, verdienten Lehrers einverstauden, auch der Ortsgeistliche war's zufrieden. Die Entscheidung lag nun in der Hand des mit Spannung erwarteten Kirchen- und Schulraths. „Er ist da; er ist so eben angekommen!“ rief der Vater, von einem Besuche bei dem Bürgermeister heimkehrend, „der Herr Schulrath nämlich“, setzte er sich selbst verbessernd sogleich hinzu. „Ich habe ihn bei Seiner Hochehrwürden absteigen sehen!“

Es gab eine strenge Schulprüfung. Der Herr Schulrath faßte den jungen Candidateu scharf ins Auge. Er war von der Absicht des alten Lehrers von dem Ortsgeistlichen unterrichtet worden und hatte sogleich bedenklich das Haupt geschüttelt. „Eine der besten Schulstellen des Fürstenthums einem so jungen Menschen?“ rief er. „Hat man nicht gedientere, würdige

Männer, die lange auf solch ein Brod warten? Aber wir werden sehen."

Darum also der scharfe Ton, mit dem der hohe geistliche Hirte den Candidaten befragte und anwies, und darum das Kreuzfeuer der Fragen und Aufgaben, die er ihm vorlegte. Franz aber stand kugel- und hiebfest und seine Schuljugend war hergerichtet, daß Eltern und Examinatoren sich über den Verstand und die Antworten der Kinder schier selber verwunderten, und nicht geglaubt hätten, was für Weisheit und Gelehrsamkeit in ihren Zungen steckte. Das Erste also war glücklich überstanden. Alle Bekannte und Freunde begrüßten und beglückwünschten Franz; selbst der Herr Inspector beschenkte ihn mit einem freundlichen Worte, und Lorchen, die von ihrem Vater Kunde über den Verlauf der Prüfung und die allgemeine Zufriedenheit erhalten hatte, nun ja, Lorchen fiel ihrem Verlobten mit einem unaussprechlichen Gefühl des Stolzes und der Liebe um den Hals. — „Morgen

einen gleich glücklichen Erfolg auf Deiner Orgel, lieber Sohn", sprach der Vater mit innerer Genugthuung, „und Du hast gewonnen. Der Kirchen- und Schulrath hat dann keinen Grund, die Wahl der Gemeinde zurückzuweisen." Er begegnete einem sorglosen Lächeln auf Franzens Gesichte. Die Musik war sein Element, die Orgel gleichsam seine zweite Heimath; er fühlte sich im Reiche der Töne einen Selbstherrscher, und willig gehorchten ihm die Geister dieser singenden, klingendeu Welt. Wie wollte er alle Schwingen seiner Phantasie entfalten, all' die Adern seiner Hoffnung und Sehnsucht öffnen, jede Ahnung des Höchsten und Herrlichsten, jedes Gefühl der Andacht und Liebe strömen lassen! Der kommende Tag, ein Sonntag, war zugleich ein Festtag seiner Seele, es war der Geburtstag seiner Lore; — und er wollte ihn feiern im Chor der Töne, im Jubel der Hymnen, — und Niemand außer ihm und ihr sollte ahnen,

wem alle die Pracht der Harmonien und Melodien gälte.

Die Glocken läuteten zum Kirchgange. Franz saß auf seiner Orgelbank. Ein kleiner, über seinem Haupte angebrachter Spiegel ließ ihn das Schiff der Kirche, Altar und Kanzel übersehen. Ihm zur Seite stand der greise Lehrer als Cantor amtirend, unten in einem Seitenstande saß sein Alles, seine Verlobte, Lore, das Gesangbuch vor sich haltend, züchtig und schön, wie eine der Jungfrauen auf dem Altar-Bilde, die dem Herrn dienten. Wenn sie das Antlitz erhob und einen flüchtigen Blick nach der Orgel hinauf sandte, und wenn zu gleicher Zeit Franz in den Spiegel zu seinen Häuptern schaute, so konnte er wohl in das liebe, selige Auge, wie in den aufgedeckten Himmel selber sehen; und schon manch' ein stummes Gespräch hatte da oben sein Herz mit ihrem Bilde gepflogen und Andacht gehalten vor dem Mariengesichtchen voll Reinheit und Liebe. Heute sollte

sie, die Heilige seines Herzens, auch der Schutzengel des Tages und seiner Zukunft werden, und er weihte ihr aus der Tiefe seiner Seele einen Hymnus, wie er herrlicher und voller an dieser Stätte noch nie erklungen sein sollte.

In dem vergitterten Stande zunächst der Kanzel hatte der fürstliche Kirchenvisitator Platz genommen in der doppelten Absicht, nicht allein den Ortspfarrer predigen, sondern auch den neu anzustellenden Organisten spielen zu hören.

Dieser begann. Ein schlichter harmonischer Satz, als sängen vier Engel, zog durch die Hallen. Man mochte in seinen sanften Bindungen und Lösungen gleichsam die milde Dämmerung finden, aus welcher der herrannahende Morgenstern aufleuchten sollte. Und er kam, dieser Stern, die prächtige Bach'sche Fuge nämlich, welche bald darauf durch das volle Werk strömte. Das schwoll und wogte und brauste! Franz hatte freilich nicht Zeit aufzusehen; er würde sonst wohl in den Augen des alten Cantors eine helle

Freudenthräne, auf Lorchens Antlitz Stolz und Liebe in seliger Verklärung und selbst an dem Herrn Kirchenrathe ein beifälliges Nicken des Hauptes gewahrt haben.

Als aber das Vorspiel zu Ende und in den Cantus firmus übergegangen war, da hatte Franz Zeit und Ruhe, aufzuathmen, da trocknete er sich mit der einen Hand den Schweiß von der Stirn, während die andere fortspielte, da fühlte er denn auch ein weiches Klopfen an seiner Schulter und er schaute sich lächelnd um nach dem lieben Greise, von welchem dies Zeichen der Zufriedenheit und der Anerkennung kam.

Der Gesang war zu Ende und das Schwerste vorüber. Franz war von der geistigen, wie körperlichen Spannung tief erschöpft. Seine Wangen glühten, sein Herz pochte in hörbaren Schlägen, die Pulse fieberten ihm. Er bedurfte einer kurzen Ruhe. Der Geistliche hatte die Kanzel betreten und seine Predigt eingeleitet. Franz durfte auf eine Pause von einigen Minuten

rechnen. Er athmete tief auf und seine Augen flogen empor. In diesem Augenblick begegneten sie dem Bilde Lorchens im Spiegel; er glaubte in ihrem Antlitz die ganze tiefe Freude ihrer Seele lesen zu können. Das volle Glück seines Triumphes durchzitterte ihn. „Um dich", sprach er leise und träumerisch in sich hinein, „um Dich, Du theures Kind, galt dieser Kampf, — und, o des süßen Preises, der ihn krönen wird!" — Es waren wohl sündliche Gedanken, die sein Herz in diesem Momente und an diesem Orte bewegten, und doch wie selig ging er ihnen nach, und verfolgte ihren Flug über Tage, Wochen und Monden hinaus, bis sie vor dem ersehnten Ziele hielten, bis die Holde an seiner Seite vor den Stufen dieses Altares stand, und der Priester sie beide segnete, und die Orgel wieder ertönte, dann aber zu seinem eignen Hochzeitfeste und bis . . .

Da klang's in seine Träume hinein, wie die Erinnerung an ein bekanntes liebwerthes Lied

und führte seine Gedanken auf neue Wege, und umstrickte ihn mit immer neuen und andern Bildern von Frühling, Wald und Haide, darin er und die Liebste wandelten. Was er aber halb gehört und halb geträumt, das waren die Worte des Predigers, in denen dieser die Gemeinde aufgefordert hatte, zur Erhöhung der Andacht eine Strophe aus dem Gesangbuche zu singen, also beginnend:

Mach' auf die stillen Pforten,
O Herz, mit Dankbegier,
Groß' Heil ist dir geworden,
Der Herr will ein zu dir.

Die tiefe Stille, welche diesen Worten folgte, weckte Franz aus seiner Traumwelt. Er sollte nun mit der Melodie des bezeichneten Verses einfallen; schon harrten Pfarrer und Gemeinde, auch der alte Cantor neben ihm tippte ihm auf die Achsel; — erschreckt emporfahrend, hatte Franz aber nur noch die Ausklänge der halb gehörten Strophe im Ohr, und dem Schlaftrunkenen gleich, der in den ersten Augenblicken

des Erwachens Nacht und Morgen nicht zu trennen vermag, — noch der Bilder und Töne voll, die ihn umschwirrten, griff er in die Tasten, und durch die Hallen klang die Weise eines alten Liedes, also lautend:

Thu' auf die dunklen Pforten,
Mein Herz, du zagest schier,
Der Lenz ist aller Orten,
Der Lenz will ein zu dir.

Franz war noch nicht bis zu dieser Stelle gekommen, als er sich von raschen Armen ergriffen und durch einen kräftigen Ruck von der Orgelbank weggeschoben fühlte. Ein wirres Gekreisch von scharfen Mixturtönen und das brummige Geheul der Bässe verkündeten die unvermuthet eingetretene Katastrophe. Alle Köpfe wandten sich nach der Orgel. Droben stand bleich und zerstört der junge Organist, während der Alte mit schneller Fassung den arg gestörten Kirchengesang wieder in das ruhige Geleis zu bringen strebte.

„Aber ums Himmels willen, Franz, was

hast du gemacht!“ rief der Greis, die Hände über den Kopf zusammenschlagend, im Nachhausegehen.

„Aber, lieber Vater“, anwortete jener, „wer kann für Unglück! Und alles Wehklagen macht leider die Sache nicht besser. Es hat nicht sein sollen. Der fatale Spiegel!“

In der Stubenecke saß bereits mit verbundenem Kopfe Lorchen, die Schürze vor den Augen. Das war ein Anblick zum Herzbrechen. Franz vermochte ihn nicht zu ertragen; er stürmte hinaus in Feld und Wald. Erst die finstere Nacht fand ihn wieder auf dem Heimwege.

Nach vierzehn Tagen erhielt der alte Lehrer ein Regierungsschreiben, worin er, seinem Antrage entsprechend, mit einem Ruhegehalte von hundert Thalern seines Amtes entbunden, als sein Nachfolger aber, nach bewiesener Unfähigkeit des vorgeschlagenen Franz —bert, der bisherige Lehrer N. N. ernannt wurde.

Der Concertmeister.

Wieder einige Tage später zog ein junger Mensch in frühester Morgendämmerung zu dem Markte Lindheim hinaus. Sein trübes, verweintes Auge wandte sich an der Ecke des Gäßchens noch einmal nach dem verlassenen Hause um, aus dessen Fenster ein bleiches, in Thränen schimmerndes Angesicht ihm einen letzten Gruß zusandte. Dann zog er, ein Bild tiefen, seelentiefen Schmerzes, langsam und still seiner Straße. Er grüßte und dankte Niemand; die Welt war todt für ihn; er wünschte mit dem fallenden Laube verwehen und vergehen zu können. Elend und ermüdet, denn er hatte sich den Tag über kaum die allernöthigste Labe gegönnt, pochte er bei sinkender Nacht an dem Försterhause zu Wörbach an. „Ei, Gott zum Gruße, Herr Schulprovisor!" rief ihm die alte, gute Försterin entgegen. „Was führt Sie so unerwartet hieher?"

Franz bot mit trübem Lächeln seinen Gruß. „Ich komme“, sprach er, „um der Gemeinde meine Dienste anzubieten, wenn sie derer noch bedarf.“

„Ach wie schade“, sprach die Frau, „wie tausendmal schade! Die Gemeinde hat auf Ihre Ablehnung hin bereits einen andern jungen Lehrer gewählt. Wer doch nur an eine so baldige Aenderung Ihres Entschlusses hätte denken können! Es ist tausendmal schade!“

Franz stand bleich wie eine Marmorbüste; er hatte kein Wort mehr. „Darum können Sie doch“, meinte die wackere Försterin „bei uns bleiben, bis sich irgend eine andere Stelle für Sie aufthut. Und eigentlich ist es gut, daß Sie gekommen sind, denn es liegt schon seit einigen Tagen ein dicker, schwerer Brief mit Ihrer alten Adresse für Sie da, mit dem wir immer nicht wußten, wohin damit. Es muß Geld darin sein, viel Geld, denn es steht außen eine schöne Summe

bemerkt; und wir mochten deshalb den Brief nicht unbekannten Botenleuten anvertrauen."

Franz faßte instinctmäßig das Schreiben; er las es, und las es wieder, und las es zum dritten Male. Die lichten Thränen rannen ihm über die Wangen; er hinderte sie nicht; wäre er doch am liebsten in die Knie gesunken vor hellem Dank und Jauchzen. Erwartungsvoll standen die Freunde um ihn her, sie sahen sein Entzücken, ohne noch dessen Grund zu kennen. Mit bewegter Stimme eröffnete ihnen Franz, dies Schreiben rühre von dem Vorstande des deutschen Musikvereins zu —burg her und sei im Auftrag des dortigen Fürsten, als Protectors jenes Vereins, geschrieben. Darin sei ihm, Franz nämlich, für eine früherhin eingesendete Liedercomposition der erste Preis mit 100 Thalern zuerkannt und im Auftrag des Fürsten die Einladung an ihn gerichtet worden, als Mitglied in die fürstliche Hofcapelle mit einem vorläufigen

Gehalte von 300 Thalern einzutreten; 25 Thaler als Entschädigung für Reisekosten lägen bei.

Nun wollte es der Mitfreude und des Beglückwünschens schier kein Ende nehmen. Wie es denn geht, daß wir immer auch um so viel mehr in der Schätzung unsrer Umgebung wachsen, je höher uns die Außenwelt in Ansehen stellt, so maßen auch die wackern Leute ihren jungen Bekannten von Stund an mit ganz andern Augen, und sie wetteiferten in Beweisen ihrer Liebe und Achtung.

Des andern Tages rollte ein offenes Wägelein, mit einem tüchtigen Braunen bespannt, über die holperigen Feldwege der Heerstraße zu, und wer aus demselben seelenvergnügt in die Welt hinausschaute, das war Franz. Die heute von den Bäumen niederrauschenden Blätter sangen ein ganz anderes Lied als gestern, und die über ihm ziehenden Wolken waren die Boten seiner zärtlichsten Grüße in die Ferne. Noch wollte er mit der Nachricht seines Glückes zurückhalten,

bis er dessen völlig versichert sei, und dann sie seinen Lieben selbst überbringen. Am zweiten Tage fuhr er in die fürstliche Residenz ein. Seine Casse erlaubte ihm einen gewählteren Anzug. Das kleidete ihn trefflich, und sich im Spiegel beschauend, bekam er fast vor sich selber Respect. Der Fürst, ein großer Musikfreund und selbst hochbegabter Tonsetzer, empfing ihn huldreich. Franz mußte vor ihm auf dem Flügel phantasiren; er befriedigte durch seine Leistungen und durch sein schönes Compositionstalent den fürstlichen Mäcen im hohen Grade. Bald nach seiner gnädigen Entlassung empfing Franz ein Schreiben mit mächtigem Siegel. Er wagte aus lauter Scheu vor dem fürstlichen Wappen lange nicht, es zu öffnen. Endlich, ein zager Schnitt in den Umschlag, und er fand die Bestallung als fürstlicher Concertmeister mit 500 Thalern Gehalt.

Die Sonne war nicht drei mal über das Land gegangen, so fuhr unter dem Schalle des Posthorns, im bequemen Postwagen, der junge Con-

certmeister durch das Thor und die Straßen von Lindheim. In dem Stübchen, darin der quiescirte Organist und seine Tochter saßen, vernahm man einen hellen Freuderuf, dann lagen sich drei glückliche Menschen in den Armen — und nach einigen Wochen rollte ein schwerer, viersitziger Wagen über das Pflaster des Marktes, und die Leute rissen von Haus zu Haus die Fenster auf und winkten und riefen dem alten Organisten sammt dem jungen Ehepaare die letzten Scheidegrüße nach. Die Erde aber war um drei glückselige Menschen und die Kunst um einen ihrer edelsten Jünger reicher.

à la Eichendorff (Taugenichts)

Studien

eines verabschiedeten Waldhornisten.

Zuerst in Kaspar Brauns Hauschronik (1847)? mit Illustrationen

Im Walde.

Und also lag ich wieder im Walde unter Duft und Schatten von Halmen und Büschen, und schaute gedankenschwer in die wiegenden Wipfel, und hörte die lustigen Vöglein, und flog mit den schwebenden Wolken, — just wie vor etlichen Tagen; aber mir war ganz anders zu Muthe als damals, wo ich noch mit all den Drosseln, Grasmücken und Meisen um die Wette gesungen und geschwungen und meine Schlösser trotz dem kühnsten Baumeister hoch über diese Wipfel und Nester hinausgebaut hatte in die helle, lachende Sommerluft. Ja, ich war ärmer an Trost und Hoffnung als je, und als hätten das die Bäume umher gewußt und mitgefühlt, so hingen sie über mir herein mit feuchten, zittern=

den Blättern und fallenden Tropfen. Die süß-heimliche Macht des Waldes hatte mich lange nicht so mild überkommen als in dieser Stunde; wie ein treuer Freund hatte er ja die lieben Lieder und Bilder bewahrt, die ich ihm jüngst vertraute, und er gab mir sie nun in seinen leisen Schauern zurück; als einem trauten Herzensgenossen wollte ich ihm denn nun auch mein ganzes Innere eröffnen und erzählte also:

Solltest du's meinem trübseligen Angesicht, meinem verschämt-grünen Röcklein sammt dem Instrument an meiner Seite noch nicht angemerkt haben, wer und was ich bin, so wisse denn, du sinnender Wald, daß du hier unter deinem gastlich-milden Dache mich, den Franz Sebastian Walther, einen ausgedienten, will sagen: armen Waldhornisten beherbergst. Von der Schule weg in das wilde Kriegsleben hineingeworfen und hinaus auf die Schlachtfelder von Rußland und Frankreich, — was konnte ich da anders führen lernen, als Gewehr und das Horn,

das sie mir umhingen, weil ich am Spiel der Töne viel mehr Gefallen fand, als an dem Gehabe von Säbel und Büchse. Nun mußt du wissen, daß ich mein Hörnlein liebe, wie du etwa den süßen Frühling oder dein junges Laub, und daß es um all mein Leid und Freud' weiß, wie du um das Weben und Schweben deiner Blumen und Vöglein, und daß es mir dienstbar ist mit also seligen Liedern, wie nur immer deine Nachtigallen sie dir schmettern.

So ging's denn eine Reihe von Jahren in die weite wunderliche Welt hinein, bald mit juchhe, bald mit oweh! — heute froh, morgen traurig, selten aber so betrübt als eben jetzt; — bis endlich dem Kriegswerke mit einem frommen Frieden ein Ende gestiftet wurde. Da denke ich denn zunächst an Heimath, an Vater und Mutter und will den elterlichen Herd wieder aufsuchen, meinend, ein schmucker Bursche wie ich, mit ehrlichem, wenn auch etwas zerhauenem Gesicht und einem stattlichen Schnurr-

bart drinnen, müsse alleweil sein Brod finden und sollte es auch nur als Gehülfe des Vaters sein. Ich wußte freilich nicht, daß der inzwischen gestorben und daß meine bejahrte Mutter selber so arm war wie ich; wer sonst aber hätte sich des fremd gewordenen Menschen weiter bekümmern sollen? Da ward mir's bald klar, daß ich abermals fort mußte, um Brod zu suchen für mich und meine Mutter. Wohin aber? — Das blieb eben die Frage.

Nun lese ich im Amtsblatt, daß für die fürstliche Capelle ein Hornist gesucht wird, und daß, wer sich's zutraut, mit Gesuch und Vorstellung kommen und sich prüfen lassen könne. „Mutter", rufe ich aus, „uns ist geholfen; besser als ich kann's keiner!" — Und wen du Tags darauf gesehen hast, den Weg nach der Residenz dahinwandern, das war eben ich, der glückliche Franz Sebastian Walther.

O fröhliches Wandern am schönen, lichten Sommermorgen, da oben die Wolken fliegen

und die Lerchen steigen, da der Wald über uns schwankt und säuselt, die Quellen neben uns springen und klingen und das Herz mit einer lieben Hoffnung in Himmel, Forst und Ferne schaut. Hängt einem nun gar ein Hörnlein an der Seite, wie mir dazumal, so fehlt's an lustigen Weisen und Liedern nicht; und du weißt es selbst noch, du einsamer, schattender Wald, was Alles ich dir vorgesungen und vorgeklungen in Wort und Ton. Eins aber, das konnte ich dir noch nicht vertrauen, — denn das ist mir ja erst gekommen als ein recht tiefes, süßes Herzeleid seit jenen Stunden, da ich sie schaute, die allerschönste, hohe Frau in dem hohen, fürstlichen Schlosse. Dahin war ich nämlich gegangen mit einem Schreiben in der Tasche über mein kurzes Geschick, nebst meinem Wunsche und Begehr. Ich sollte, so hieß es, meine Vorstellung dem Fürsten selbst überreichen, der ein gar großer Freund der edlen Musik und ihr mit Herz und Sinn zugethan sei und keinen in

seine Capelle aufnehme, der nicht vor ihm selbst Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt habe. Das ist mir eben recht, sprach ich bei mir selbst, so hört ja der Fürst gleich, daß niemand an einen Hornisten darf, der so und so lang mitgezogen ist und geblasen hat von der Bereszina bis an die Seine. Ich gehe also wohlgemuth in die Residenz und lasse mich von der Schildwache bedeuten, wo ich links oder rechts müsse nach dem Cabinet Seiner Durchlaucht. Im Suchen gelange ich aber an ein Zimmer, daraus mir eine Frauenstimme entgegenklingt, so hell und fromm wie eine Morgenglocke durch die Dämmerung, und süßer, als du sie noch je in einer Maiennacht von deinen Frühlingssängern vernommen hast. Die Thür ist nur halb zugelehnt; so erlausche ich denn jeden Ton des Gesanges und des Flügels, der ihn begleitet; ich trinke jeden Hauch der Brust, aus der diese klingenden Wunder fließen; aber jedes Wort, jede Wendung dieser seligen Weise ist mir bekannt, vertraut, —

ich hatte sie einst vor Jahren am Rhein gehört, ja gewiß, am Rhein, und seitdem nicht wieder.

Und willst du schweigen, lieber Wald, und auch nicht einmal davon flüstern, so höre mein stillstes, mein tiefstes Sinnen und Erinnern, ein Geheimniß, das ich selbst meiner Mutter nicht vertraute, die doch sonst um all mein Denken weiß.

Am Rhein nämlich lag ich verwundet an einem Hiebe darnieder, den ich bei Hanau über Schädel und Gesicht erhalten hatte. Eine Wittfrau, wie es schien, wenig bemittelt, war meine Wirthin; sie pflegte mich mild und gütig, fast wie eine Mutter; aber milder noch und seliger als ihre Hand legte sich über mein Herz der Gesang eines Liedes, den ich zuweilen neben meinem Kämmerchen vernahm. Es war dasselbe, was ich an der Thür des fürstlichen Zimmers hörte, und wunderbar, es klang mir wie von derselben süßen, geheimnißvollen Stimme und lautete:

Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten;
Wenn die Zeit, mag dein Gemüth
Seiner Rose ruhig warten.

Wenn die Zeit, so löſ't ein Hauch,
Oder eines Tropfens Welle,
Löſ't ein Sonnenstrahl am Strauch
Ihre süße Knospenzelle, —

Und die Blume, still bereit,
Tritt aus dunklem Blätterschoße. —
Muth! — Der Himmel, wenn die Zeit,
Schenkt das Schönste gleich der Rose.

Du hast keinen blühenderen Traum, du mein trauter Geselle, als jener war, den ich in meiner Kammer träumte bei den Tönen dieses Gesanges; als ich aber einstmals die Sängerin, das einzige Töchterlein meiner Wirthin, halb Kind, halb Jungfrau, bei ihrer Laute im Gärtchen traf, da ward es trotz des herbstlich gelben Laubes heller Frühling in mir, ich hätte mögen von lauter Wundern singen, gleich einer Nachtigall; aber ich wagte nicht „Eveline“ — hörst du: „Eveline“ — anzureden, sondern setzte mich weitab

in die Ecke einer Weinlaube, nahm mein Hörnlein und begleitete das Lied, daß es schier klang wie eines Schwanen Gesang, verhallend im Echo der Felsenufer. Und es war mir ihr Schwanenlied; denn als ich des andern Tags mit meiner Beute, einigen prächtigen Fischen, die ich für unser Abendmahl gefangen hatte, auf das abgelegene Haus meiner Wirthin zuschritt, hörte ich von innen her Getöse und Hülferuf. Mit eiligen Sätzen hineinstürzend, sah ich Mutter und Tochter sich der Gewaltthätigkeiten eines wüsten Schwarmes von Kosacken erwehren, wie sie damals häufig über den Rhein zogen und so auch in das Heiligthum dieser Wohnung eingedrungen waren. Ein angeschossener Eber kehrt sich nicht wüthender gegen seinen Verfolger, als ich gegen die Fremdlinge. Meinen ganzen Vorrath von Flüchen, und was ich sonst von ihrer Sprache inne hatte, gegen sie schleudernd, griff ich zugleich nach meiner Waffe und hätte Leib und Leben darangesetzt, wenn die verblüfften Kerle

nicht fürs Beste gefunden hätten, sich knurrend aus dem Staube zu machen. Die Jungfrau dankte mir mit Hand und Thränen; aber sie sang nicht wieder, und bald darauf mußte ich mit einem neuangekommenen Heerhaufen gen Paris aufbrechen. Ich habe nie mehr weder Evelinen gesehen, noch ihr Lied gehört, bis — — —

Und doch — sie konnte es nicht sein! Aus der ärmlichen Wohnung am Rhein verpflanzt in diesen Palast, — wie wäre das möglich! Mir schoß nur so ein wunderlicher, thörichter Gedanke durch Herz und Gehirn; ich hielt den Athem an mich, um dem Gesange zu Ende zu lauschen, mußte meine Anwesenheit aber dennoch verrathen haben; denn wie ich eben einen Schritt vortrete, öffnet sich die Thür und vor mir steht — — —

Unmöglich, Eveline konnte es nicht sein! Dann aber enträthsele mir, du geheimnißreicher Wald, warum die Rose dieses Strauches nicht eben die Knospe sein soll, die ich jüngst an demsel-

den Zweiglein desselben Busches gesehen? — Ich bebte zurück vor der Herrlichkeit des hohen Frauenbildes, das mir gegenüberstand, und vor der Macht der Erinnerungen, die ihr Anblick in mir erweckte. Sollte sie die Fürstin sein? fragte ich mich. Der Fürst war erst seit kurzem vermählt, und ich hatte die junge Landesmutter noch nicht gesehen. Ich sammelte meine Gedanken wie ich eben vermochte, stammelte mein Anliegen mit halber, zitternder Stimme vor, so daß ich mich nachher meiner eignen Furcht schämte, und überreichte meine Schrift. Der Fürst sei ausgefahren, — erwiderte mir die hohe Frau mild und sinnend; sie wolle seiner Durchlaucht das Gesuch behändigen; morgen würde ich Bescheid hören. Noch ein tiefer, forschender Blick ihres Auges, gleich als wolle sie die Narbe in meinem Gesichte nach Linien messen, — und sie war verschwunden.

Das Räthsel dieses Tages begleitete mich mit seinen Ahnungen, Schauern und Erinnerungen

bis in die Stille der Nacht und scheuchte den Schlaf aus meinen Augen.

„Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten —“

blies ich von meiner Herberge aus noch lang in die schweigsame Mondnacht hinaus, und würde wohl noch länger musicirt haben, wenn mich nicht endlich der Stillwächter zur Ruhe verwiesen hätte. Des andern Morgens erhielt ich richtig die Weisung, mit meinem Instrumente mich nach der Mittagstafel im Pavillon des fürstlichen Gartens einzufinden. „Dein Glück ist fertig!“ rufe ich mir selbstbewundernd zu, bürste mein Soldatenröcklein bis auf den Faden, putze mein Horn wie zum Golde heraus, meine nun ein gewichster Bursche zu sein und mache mich getrost auf den Weg nach dem Hofgarten. Da ist nun freilich viel Glanz und Duft von Blumen, Gesträuch und Bäumen seltsamer Art und Gebildung; da springen die vollen Brunnen in die Lüfte, es plaudern und lachen die purpur-

und azurfarbigen Vögel auf vergoldeten Stangen und Ringen, und drinnen im Saale voll Herrlichkeit und Pracht an Bildern und Zierathen — da sitzt der Fürst an der Seite einer jungen, schönen Frau, die ich früher noch nie gesehen, und da wandelt an dem luftklaren Fenster auch sie vorüber, die aufgeblühte Rose jener zarten Knospe „Eveline". Jetzt erblickt sie mich, — sie schwebt nach den an der Tafel sitzenden Herrschaften hin, sie flüstert der Dame an der Seite des Fürsten etwas ins Ohr, — die edle Frau wendet sich an den Fürsten, und alsbald erhebt sich das hohe Paar, um Arm in Arm dem offenen Fenster zuzuwandeln, vor dem ich dastehe; die räthselhafte Sängerin von gestern folgte. — „Sie ist also doch wohl die Fürstin nicht", dachte ich, und näher trat mir wieder die holdselige Erscheinung „Eveline"; aber: — „Komm, liebe Schwester, uns Deinen Schützling vorzustellen!" — sprach die Dame am Arme des Fürsten unter anmuthigem Lächeln zu ihrer Be-

gleiterin, und die Angeredete winkte mich tieferröthend heran.

„Du traust Dir viel Geschick auf Deinem Instrumente zu", sprach der Fürst mich an. „Es soll mir lieb sein, Dich meinen Forderungen entsprechend zu finden. Diese Dame", fügte er, auf seine schöne Nachbarin zeigend, hinzu, „wird uns mit einem Gesang erfreuen; Du sollst nun zur Probe Deiner Kunst die Dame mit Deinem Instrumente begleiten. Pult und Stimme sind hier am offnen Fenster für Dich bereit, wo Du nahe genug bist, Gesang und Flügel zu hören und zugleich den Vortheil der besseren Wirkung für Dein Horn hast. Wir hoffen, uns an Deinem Talente erfreuen zu können."

Nun sind aller Blicke, die Augen einer reichen, schimmernden Gesellschaft auf mich gerichtet, auf mich, den Einzigen, sogar Geringen und Armen unter den hohen Herren und Frauen; ich selbst wage kaum mich anzusehen; nur ein schielender Blick auf das kleine Kreuzlein, das

mir auf der Brust hängt, macht mir etwas Muth und gibt mir die Fassung wieder. Arm zwar, denke ich, aber eine edle Kunst und einen frommen, treuen Gedanken im Herzen: — warum sollte ich da zagen? Ich sammle mich also — und es ist die höchste Zeit, denn die leuchtenden Finger der schönen Frau oder Prinzessin tauchen so eben in einen Strom von Tönen und holen Seel' um Seele aus unergründlicher Tiefe heraus; nun erhebt sich ihre Stimme gleich einem Sonnenaufgang und wirft klingende Strahlen umher, daß da liebliche Gefilde, Felsen und Seen in wunderbarem Lichte schimmern. Ich lausche und lausche; es ist ein mir fremdes, schönes Lied von einem Zigeunerknaben, der sich aus dem kalten Norden nach seiner wärmeren Heimat sehnt. Die weichen, klagenden Töne fassen und tragen mich hin nach dem fernen Strande, den der arme Zigeunerknabe vergebens sucht; sie greifen mir ins innerste Herz hinein, sie fordern mein tiefstes Sehnen heraus, daß

alles mein Fühlen sich aufmacht, mitzusuchen und sich flüchtet in die Klänge meines Hornes, um vereint mit den seligen Schwestern aus jener Frauenbrust nach den fremden, sonnigen Landen zu wandern, wo die Töne ihre Heimath und ihren Himmel haben. Wie fromm, wie freudig sie da zusammenzogen — die Klänge ihrer Stimme und meines Hornes, wie sie sich umflatterten, umschlangen und rasteten mit einander — am klaren Rhein, wo das trauliche Häuschen steht mit dem lieben Gärtchen, wo um die heimliche Laube die Rebe rankt, wo einst Eveline gewaltet, ach Eveline! — wo ich zuerst die Stimme gehört, die mir hier in jeder Schwingung meines Herzens widertönt, wo jenes süße Lied in meine Träume eingezogen, das nun meine Gedanken nimmer verläßt, das Lied vom Herzen, welches seine Rose findet — — und — wo war ich?

„Muth! — Der Himmel, wenn die Zeit,
Schenkt das Schönste gleich der Rose.“

blies ich da unter Träumen und Erinnerungen mitten in meine Noten hinein.

Welche Disharmonie, — welche Verwirrung! Ich selber fuhr entsetzt auf; mein Auge begegnete den vorwurfsvollen, verzweifelnden Blicken meiner Begleiterin; sie hatte längst aufgehört, als die Töne meines Instrumentes noch verlassen und einsam in der letzten Strophe jenes verhängnißvollen Liedes verbebten. Jetzt stand die edle Herrin mir nahe genug, um mir zuflüstern zu können: „Was habt Ihr nun ums Himmelswillen gemacht, Ihr ungeschickter, — lieber Mensch!“ setzte sie noch leiser hinzu.

„Ihr ungeschickter, — lieber Mensch!“ hörtet ihr's, ihr Büsche, Halme und Blumen umher? — „Ihr lieber Mensch!“ hat sie zu mir gesagt; freilich auch hat sie hinzugesetzt „ungeschickt“, und daran hatte sie völlig recht. Der Fürst winkte mir schnell mit der Hand, als sich der musikalische Wirrwar erhob und wandte mir den Rücken; ein Lakai brachte mir darauf

fünf Goldstücke mit der Meldung, ich sei entlassen.

Ich schaute mich nimmer um; ohne zu wissen wie gelangte ich aus dem Garten und aus der Stadt, und — liege nun wieder hier in deinem Schatten, du grüner, treuer Wald, auf meiner weiten Wanderung, weiß Gott wohin und in welche Zukunft.

Und somit weißt du all' mein Geschick oder eigentlich Ungeschick und Leid, aber auch das süße Wort, das sie mir zurief: „Ihr lieber" — hörst du's — „ihr lieber Mensch!"

Zu Wagen.

Als ich das Alles in den Wald hineingeredet, vielleicht auch nur so recht lebendig hineingedacht hatte, fühlte ich's wie einen Theil meiner Noth von der Brust genommen und wieder Muth in mir, nach meinem Horn zu greifen, das ich voller Trübsal weit hinweg ins Gras geworfen hatte. „Was kannst du dafür, mein treuer Ge-

fährte in Freud und Noth", sprach ich, „daß dein Meister so ungeschickte Sachen in dich hineingeblasen; komm wieder her, wir müssen schon gute Freunde bleiben; — was wären wir beide in der Welt Eines ohne das Andere?" — Und noch während das unscheinbare Blech in meinen Händen ruhte, kam mir wieder der gute, frohe Muth, der so leicht keinen Musikanten verläßt; bald auch saß das liebe Instrument an den Lippen und tönte in den Forst hinein:

Wo wohnet aller Enden,
An Wonnen wunderkalt,
So liebliches Verschwenden
Als tief im dunklen Wald?
O rausche, grüne Laubesnacht, —
All Trauern mir zu wenden,
Deß hast du süße Macht.

Nach deinen goldnen Kronen
Wie oft ich schauen mag,
Den Meister fühl' ich thronen
In deiner Eichen Hag;
O rausche, grüne Waldesnacht, —
Mit hellen Liedern lohnen
Wie möcht' ich's solcher Pracht.

Zwei Himmel seh' ich grüßen,
Zwei Lenze seh' ich blüh'n:
Das Auge meiner Süßen,
Und dich, o Waldesgrün.
O rausche, grüne Wundernacht, —
Will träumen dir zu Füßen,
Du oben schwankest sacht.

Und als hätte ein neckischer Kobold sein Spiel mit mir, so gab gleich darauf in der Ferne ein zweites Horn mir Antwort; ich kannte das muntere Liedchen, das da herübertönte, es lautete:

Es singt ein Vöglein mir im Wald:
Kehr' ein, kehr' ein zum jungen Hag;
Im kühlen Laube heilet bald,
Was auch dein Herz betrüben mag.

Den unbekannten Postillon — denn schon hörte ich auch einen Wagen heranrollen — ablösend, gab ich die zweite Strophe zurück, also lautend:

O locke, Vöglein, nicht so lieb,
Und weißt nicht, wie so fern von hier
Die Liebste sang, die Liebste schrieb:
Kehr' ein, du süßer Schatz bei mir.

Nun fiel auch der noch immer unsichtbare Bläser wieder ein, und wir musicirten in gar schöner, lustiger Weise miteinander zu Ende:

Und hätt' ich Schwingen gleich wie du,
Und so mein Lieb' im Rosenstrauch:
„Kehr' ein, kehr' ein zur Waldesruh" —
Zu dir, o Vöglein, säng' ich auch.

Wer mußte nun der muntere Geselle sein, der's fast so schön konnte wie ich? — Ich durfte auf die Antwort nicht lange warten, denn die Anhöhe herauf zog ein Wagen, bespannt mit vier herrlichen Braunen, vorn aufsitzend ein reichbetreßter Jäger sammt dem Postillon, innen der Fürst ganz allein, der sich heiter und vergnüglich die prächtigen Eichen- und Buchenschläge betrachtete, die links und rechts zur Wanderung wie zur Rast einluden. Es war der lieblichste Sommerabend, und hier eben eine der anmuthigsten Stellen, ihn zu genießen. Der Fürst gab Befehl zu halten; er schien das schöne Waldgehege zu Fuß durchschreiten zu wollen und stieg aus dem Wagen. In diesem Momente fiel sein

Auge auf mich. Eine freundliche Bewegung seiner Hand überzeugte mich, daß er in mir den verunglückten Candidaten von gestern wieder erkannt hatte; er winkte mich lächelnd zu sich hin. Sollte Seine Durchlaucht zu besserer Einsicht gekommen sein, dachte ich bei mir selbst, und sich eben jetzt von meinem künstlerischen Werthe überzeugt haben? In drei Sätzen stand ich vor ihm. — „Du bist uns gestern zu schnell entkommen", sprach der Fürst herablassend; „wenn auch nicht für meine Capelle, glaube ich doch, Dich anderwärts verwenden zu können. Sowohl das Kreuz auf Deiner Brust, als was ich sonst von Dir gehört habe, rechtfertigt meine weitere Fürsorge für Dich. Du kannst für jetzt mit meinem Wagen nach Schloß Riedsee fahren und Dich morgen bei mir melden lassen."

Ich horchte hoch auf. Wer am Hofe kannte den verabschiedeten und noch dazu durchgefallenen Waldhornisten Sebastian Walther, und mochte es der Mühe werth gehalten haben, sein armes

Geschick dem Fürsten ans Herz zu legen? — Am Ende wohl gar die Fürstin selbst oder die Prinzessin-Schwester? — Hatte ich doch schon als Knabe gedruckt gelesen, wie dereinst nicht selten Prinzessinnen oder auch Feen sich zu gemeinen Menschenkindern herabgelassen und ihnen ihre Huld geschenkt hatten. Warum sollte so Etwas nicht auch heutigen Tages möglich sein, zumal einem so schmucken Burschen gegenüber, wie ich Einer dazustehen vermeinte? — Ich machte meine demüthigste Verbeugung, obgleich ich lieber drei Ellen hoch in den Himmel hineingesprungen wäre; kaum aber hatte der Fürst sich gewendet, um auf einem anmuthigen Fußpfade von der Landstraße abzubiegen, da fing's auch in und an mir sich zu regen und zu jauchzen an, daß Arm und Beine mit sammt meiner Mütze zugleich in der Luft waren. Sogleich eilte ich auf den Wagen zu, der langsamen Ganges sich auf der Anhöhe fortbewegte, und machte den Herren droben mit großer Genugthuung die Ordre Seiner Durch-

laucht kund. Der Jäger meinte zwar, das beziehe sich auf einen Sitz auf dem Bocke, und wollte mir neben sich Platz machen; ich aber gedachte schon etwas ganz Anderes zu sein, als so ein betreßter Geist, oder träumte wenigstens, etwas weit Höheres zu werden, hätte auch für mein Leben gern gewußt, wie's da drinnen in dem gründämmerigen Raume aussehen und wie sich's da sitzen möchte, wo ein so hoher, mächtiger Herr seinen Regierungsgedanken nachsinnt; — protestirte also gegen die beabsichtigte Erhöhung, indem ich mich auf das fürstliche Wort berief, und stieg ein. Drin aber setzte ich mich freilich nicht auf den Platz des Fürsten, sondern drückte mich tief in die gegenüber befindliche Ecke und machte mich, wie man zu sagen pflegt, so leicht als möglich, so daß ich kaum fürchte, eine Feder meines Sitzes verbogen zu haben.

Das war nun freilich eine Fahrt wie mitten in den Himmel hinein; ich kannte mich selbst nicht mehr; aber Hochmuth kommt vor dem Fall.

Mir kam's jetzt ganz natürlich vor, daß ein Landesvater auf solch einem prächtigen Sitze auch nur hohe und gnädige Gedanken tragen müsse, wie eben erst kürzlich Seine Durchlaucht sie gegen mich bewiesen hatte; denn mir selbst war zu Muthe, als ob ich jetzt diese oder jene Gnade austheilen, z. B. so einem armen Schlucker von Hornisten eine Bagatalle von tausend Gulden zuwerfen sollte. In solchen und ähnlichen Gedanken sah ich denn rechts und links fleißig zu den offenen Fenstern hinaus, mit vollem Behagen die Landschaft betrachtend, welche sich von nun an scharf abwärts einem weithin sich ausdehnenden See zusenkte. In nicht großer Entfernung zeigte sich am Ufer hingelehnt ein stattliches Dorf im Schimmer der untergehenden Sonne; ein von da aus sich wieder die Anhöhe hinabziehendes Laubgehege verrieth einen weitläufigen Park, aus dessen Mitte die Fronte eines Lustschlosses hervorleuchtete. Fenster und Wände schwammen in der Glut der Abendröthe; der weite

See spielte zwischen dem Purpur des Horizonts und den grüngoldenen Tinten des Aethers; mir ward so wohlig auf meinem Feenplatze, daß ich solcher Art gern um alle Reiche der Welt ausgefahren wäre. Die Straße wand sich in vielen Krümmungen die Höhe hinab; Dorf und Park schienen immer weiter hinwegzurücken. Schon war die Dämmerung merklich. Als der Wagen endlich unter einer Reihe von Kastanienbäumen anlangte, die ihre schattigen Kronen über der Einfahrt des Ortes ausbreiteten, war es so dunkel umher und im Wagen, daß ich mich selbst kaum erkennen konnte. Da knallen plötzlich rechts und links gewaltige Böllerschläge auf, hundertstimmiger Zuruf aus Kehlen aller Tonarten erfüllt die Luft. Ich fahre ans Fenster, sehe womöglich die ganze Einwohnerschaft mit Hüten, Mützen und Tüchern handtieren, höre ein endlos Vivat und merke nun zu meinem peinlichen Schrecken, daß der Jubel in meiner unglücklichen Person dem Fürsten gilt. Der

Spectakel bringt mich schier zur Verzweiflung; ich rufe, ich gesticulire unter die schreiende Menge hinein; ich protestire in Gottes und aller Heiligen Namen gegen die unverdiente Ehre — vergeblich! Man bewirft mich mit Blumen und macht endlich Miene, die Pferde abzuspannen. Entsetzlicher Gedanke! Alle Schauer eines begangenen Verbrechens überrieseln mich. „Hochverrath! Majestätsbeleidigung!“ rufe ich aus; — ich stehe auf dem höchsten Gipfel der Angst; — da plötzlich gibt mir ein Engel den rechten, rettenden Gedanken: ich reiße mein Horn an den Mund und blase, was Lunge und Lippen vermögen, unter den Haufen hinein. Das wirkt. Die Leute stieben mit aufgesperrten Hör- und Sprachwerkzeugen auseinander; das Geschrei verstummt. Man hatte Seine Durchlaucht noch nie ein Waldhorn blasen hören, am allerwenigsten in so jammervollen Ausgeburten von Tönen, wie ich sie von mir gab; somit erkannte man endlich die Täuschung. Der Schelm von Postillon,

nachdem er wohl absichtlich meine Qual bis zu diesem Augenblicke verlängert hatte, trieb die Pferde rascher an und lenkte jetzt dem Parke zu, von woher bereits der Glanz von Lichtern und Fackeln und der Jubel einer herrlichen Musik drang.

Wie mir's schien, drohte hier der Lärm eines festlichen Empfangs noch einmal loszugehen, und wer stand mir für ein eben so glückliches Ende gut? In meiner Stimmung wenigstens lag nichts, was nach einer Wiederholung der ausgestandenen Angst begehrt hätte: mein Muth war bedeutend gesunken und stand im Begriff zu capituliren, wenn nicht gar zu desertiren. Ich benutzte einen Augenblick, wo der Wagen eine Erhöhung hinanstieg, und entschlüpfte meinem prachtvollen Gefängnisse, um in gemessener Entfernung dem weitern Lauf der Dinge zu folgen und das Ende abzuwarten.

Auf dem See.

Die Dämmerung war zur Dunkelheit geworden,

im tiefblauen Aether verklärte sich eine milde, feierliche Nacht. Die Lilien und Rosen am Himmel entfalteten ihre Kelche im Wetteifer mit ihren Schwestern auf Erden; die Blumen der Tiefe antworteten mit ihren süßesten Düften. Der Mond beschaute sein goldenes Diadem im See; die Lüfte gossen in leisem Zittern wohlige Schauer über Nähe und Ferne; die Nacht lag wie ein durchsichtiges Geheimniß, wie eine himmlische Ahnung auf Wassern und Gefilden. Nicht lang, so tauchten an allen Ufern leuchtende Punkte auf, sich bald zu lodernden Flammengarben ausbreitend. Mit einemmal glühte der See im Widerscheine zahlloser Freudenfeuer; zischende Raketen schossen in schlanken Halmen auf, um oben ihre funkelnden Aehren auseinander zu streuen; Dutzende von bunten Feuerblumen blühten empor und vollendeten in stiller Höhe ihr flüchtiges Sternschnuppenleben; bald wirkten und webten auch zahlreiche Kähne mit Fackeln ihre leuchtenden Fäden in den schimmernden

Teppich des Grundes: — es war ein märchenhaftes Spiel von Sternen, Flammen, Funken und Lichtern auf dem wunderbaren Wasserspiegel, zu dessen Bedeutung ich umsonst den Schlüssel suchte.

So saß ich eine Weile im Schauen und Sinnen verloren am Fuß einer Eiche, die indeß leise über mich hin von allerlei andern Dingen und Tagen — weiß Gott was — erzählte, als mich das Gespräch einiger Diener weckte, die vom Schlosse herab dem Ufer zueilten. Aus den aufgefangenen Worten konnte ich entnehmen, daß die Festlichkeiten überhaupt, sowie namentlich die Beleuchtung des Sees der Ankunft des fürstlichen Hofs galten, welcher den Sommer auf dieser Villa zubringen wollte. Jetzt sah ich vom Schlosse her sich auch Fackeln und Lichter in Bewegung setzen und hörte einen Zug von Personen dem Orte sich nähern, der mein Observatorium bildete. Ich hatte nicht Grund, mich hier der Beobachtung auszusetzen, war aber doch

zu neugierig, um meinen günstigen Standpunkt zu verlassen, und kletterte daher in die Aeste des mächtigen Baumes hinauf, die mich vollkommen deckten. Bald bewegte sich eine glänzende Gesellschaft an mir vorüber. Voran der Fürst, dieselbe Dame wie gestern — also doch wohl seine junge Gemahlin — am Arme führend; ihnen nachfolgend das schöne Fräulein, die Prinzessin, begleitet von einem Adjutanten. Mir pochte da oben das Herz, daß ich meinte, einen Specht am Baume picken zu hören; mein Odem stockte; dabei schwindelte mir, daß ich mich, um nicht zu stürzen, an die Zweige anklammerte. Ich hätte wie ein Luchs auf den zudringlichen Officier herabfahren oder ihm den wuchtigsten Ast an den Kopf schleudern mögen, und wußte doch bei alledem eigentlich nicht warum. Daß noch viele andere Herren und Frauen im fürstlichen Geleite nachfolgten, was kümmerte mich das? Die Letzten im Zuge waren kaum aus meinem Gesichte, als ich vom Baume mehr

herabfiel als herabstieg und der vornehmen Gesellschaft verbissenen Grimmes nachfolgte.

Die Herrschaften wandelten dem Ufer zu. Dort vertheilten sie sich auf zwei bereitstehende, mit Lampen und Fackeln beleuchtete Gondeln. Die Prinzessin mit dem Adjutanten folgte dem fürstlichen Paar in dasselbe Fahrzeug nach. Die Ruder schlugen in die Tiefe, und die Gondeln glitten hinaus in die klare, laue Sommernacht.

Einsam und traurig sah ich vom Ufer aus in die zitternde, webende Flut hinein, suchte, verloren und vergessen unter Tausenden, die rings umher sich der Freude, der lauten, lachenden Lust ergaben, nach einem Herzen, dem ich mich vertrauen durfte, und wußte keines.

Fliege, quälte ich mich selbst mit meinen eignen Gedanken, fliege doch nur in deinen hoffärtigen Träumen der stolzen Gondel nach, darin die hohe Dame sich schaukelt unter süßem Geflüster ihres Buhlen und seinen Händedruck erwidernd! — Wunderbar! — Selbst jetzt noch, wie thöricht auch

jede Zusammenstellung der armen Waise am Rhein mit der hohen Frau am fürstlichen Hofe schien, selbst jetzt noch ergriff es mich wie eine Ahnung, wie ein Glauben an Evelinens Nähe. „Eveline!“ rief ich aus, und wiederholte den Namen unter Bebungen unaussprechlicher Sehnsucht. Eine unnennbare, mächtige Gewalt zog mich hinein in die schimmernde Flut, dem Fahrzeug nach, das dort die Seele meiner Gedanken dahin trug. Ich rannte unstet, ängstlich am Ufer hin und her, irgend einen Kahn, eine Fähre suchend und keine findend. Endlich halte ich vor einer Fischerhütte; sie scheint ausgestorben, denn kein Rufen antwortet mir; in der kleinen Bucht neben derselben liegt ein Nachen, ein elendes, zerbrechliches Ding, entweder zu morsch, um gebraucht werden zu können, oder vergessen, jedenfalls unbenutzt. Ich frage nicht lang weder nach Gefahr noch nach Berechtigung. Dort wiegte sich die hohe Frau auf den stolzen Wellen; Lüfte, Flut und Feuerströme einten ihre Wunder-

kräfte, sie zu vergnügen, sie mit ihren Zaubern zu umspielen, — mein war nur die tiefe, mächtige Sehnsucht und ihr klingendes Wort, — der Ton meines Hörnleins, und ich wollte ihn mischen in den reichen Strom von Lust, der um die Heilige meines Herzens schwoll. Ich löste den Kahn vom Ufer und trieb mich und ihn mit schnellen Ruderschlägen in den See. Er schwebte nun, ein dunkler, unsichtbarer Punkt, auf der Fläche, mitten hindurch zwischen züngelnden Flammen, schwingenden Fackeln, prasselnden Schwärmern und zischenden Feuersäulen. Was ich aber hineinblies in das Wogen und Treiben umher und in das ferne, sich verwundernde Echo der Felsenufer? Es war das Liedlein:

Ein Herz mit seinen Gedanken,
Ein Nachen auf dem See, —
Was mag wohl schweben und schwanken
In so viel Traum und Weh?

Was mag so schwanken und schweben,
Das so dem Schifflein gleicht,
Als du, das Menschenleben,
Und brichst auch also leicht!

Zwei Sterne zieh'n im Schwane;
Wenn die vereint einmal,
Dann, Herz, mit deinem Kahne
Kehrt all dein Glück zu Thal.

Fels und Wald gaben mir Ton um Ton leis' und immer leiser zurück, einem letzten Lebewohl gleich, welches zwei feuchte Lippen fern und immer ferner dir nachrufen, bis es endlich zu lautloser Stille verhallt.

Hatte der Wind meinen Nachen der fürstlichen Gondel näher getrieben, oder war diese mir entgegengekommen: — ich wußte es nicht, kurz, ich befand mich unversehens im Bereich des Lichtschimmers, der von den Lampen des Fahrzeugs herüberfloß. Die schöne Prinzessin beugte sich über Bord, als wolle sie den Mond in den Wellen um sein sinniges Geheimniß befragen oder den Lüften ein leises Wort vertrauen. Ich sehe in diesem Augenblicke über ihrem Haupte eine aus dem benachbarten Kahn aufsteigende Rakete versprühen, daß die Funken wie ein Heiligenschein ihr um Stirn und Locken leuchten,

und meine, ein Strahl ihres tiefen, wundersamen Auges falle auf mich, — ich trinke seinen Gruß, ich versinke in der Nacht dieses Blickes, ich lese —

Da züngelt plötzlich am Gewande der herrlichen Frauengestalt eine flüchtige, springende Flamme empor. „Hülfe! — Eveline, Sie brennen!“ ruft der Fürst. Das Entsetzen lähmt Aller Hände, die Männer beben zurück, die Frauen kreischen verzweifelnd auf; nur zwei Wesen hatten in diesem verzweiflungsvollen Moment noch Besonnenheit und Muth, die Verunglückte und — ich. Jetzt sprang sie empor, jetzt stand sie flammend am Bord des Fahrzeugs. — „Herab zu mir!“ rief ich und breitete die Arme aus; sie stürzte, — ein lautes Zischen, ein dumpfer Wellenschlag, und zwei Menschen versanken in die Tiefe, aber nur, um bald aus der kühlen, löschenden Flut erneuerten Odems zurückzukehren. Ehe noch die Anderen fast Zeit gefunden, sich zu besinnen, war die Taufe vollendet und die Gerettete glück-

lich wieder an ihren Platz gehoben, freilich so durchnäßt, daß ihr Begleiter ohne Gefährde für seine glänzende Uniform sich ihr nicht nähern konnte. Ich aber schleuderte ihm — weiß selbst nicht warum, vielleicht zu völliger Sicherung für seine werthe Person — mit flachem Ruderschlag noch eine volle Ladung Wassers ins Gesicht und fuhr davon.

Nicht ohne große Anstrengung gewann ich das Ufer. Das gebrechliche Fahrzeug hatte mehr als genug Wasser geschöpft und begann tief und und tiefer zu sinken. Die Fischerhütte, von woher ich den Kahn genommen, zu erreichen, war unmöglich, wie eifrig ich auch darauf lossteuerte. Ich fühlte endlich den Boden unter mir wanken und weichen und mich bald von den Fluten des Sees in die Arme genommen. Zum Glück war ich nicht allzuweit mehr von meinem Ziele, und so trugen denn die freundlichen Wellen den geübten Schwimmer glücklich ans Land. Mein Willkommen war nicht der freundlichste. Die

Fischerleute hatten ihr Fahrzeug längst vermißt und warteten auf dessen Rückkehr. Sie sahen im Scheine des Mondlichts mich dahertreiben; sie sahen auch ihr Eigenthum tief genug, um es nie wieder heraufholen zu können, in den Grund versinken. Vater und Sohn, zwei trotzige Bergsöhne, erwarteten mich mit rauhen, zornigen Worten und der Forderung des vollen Ersatzes. Was halfen mir alle begütigenden, aufklärenden Worte? Die Leute erhoben unmäßige Ansprüche auf Entschädigung. Ich war zur Bezahlung bereit, aber weder sie noch ich verstanden uns auf den Werth der Goldstücke, die ich bei mir führte; ja, der Glanz des edlen Metalles im Gegensatze zur Armuth meines Gewandes brachte mich bei den Fischern in noch mißlicheren Verdacht. So blieb mir kein Mittel übrig, als mich auf den Fürsten zu berufen. Das half; man ließ meine Kleider trocknen und wies mir ein Lager an.

Wer schläft süßer, seliger, als der da hofft, wenn er der Lebensretter an dem schönsten

Frauenbilde geworden ist, das im Innersten seines Herzens und am Himmel seiner Träume hängt! Des andern Morgens weckte mich frühes Getöse vor der Hütte. Ich hörte meinen Namen rufen. Der Fürst, hieß es, habe meinen Aufenthalt erfahren und verlange nach mir. Zwei flüchtige Renner brachten mich und den nach mir ausgesandten Jäger schnell in das Schloß. Bald stand ich vor den versammelten Herrschaften. „Du hast Dich gestern unserm Danke entzogen", sprach Seine Durchlaucht freundlich; „wir dürfen Dir ihn nicht länger schuldig bleiben. Wie Fräulein Eveline ihren Antheil abtragen will, müssen wir ihrem eigenen Entschlusse überlassen. Meinerseits habe ich schon bedauert, Dich nicht zu meinem Hofwaldhornisten verwenden zu können. Deiner Meisterschaft auf diesem Instrumente unbeschadet, möchten Dir bei Concerten in meinem Salon nicht selten Blicke begegnen, die Dich, weiß der Himmel! zu welchen Melodien und Erinnerungen führten, und das wäre

denn doch für alle in solche Mystik nicht eingeweihten Ohren und Herzen zu viel verlangt."
Der Fürst sagte dies mit einem lächelnden Blick auf das schöne Fräulein, deren Gesicht eine dunkle Röthe überflog. „Gleichwohl", fuhr Se. Durchlaucht fort, „lieb' ich Deine treumüthigen Lieder und wünsche sie öfters zu hören. Dazu dürfte mir auf diesem lieblichen Landsitze, meinem jährlichen Sommeraufenthalte, oft Gelegenheit werden. Um Dich in meiner Nähe zu haben und Dir zugleich Muse zu Deinen Studien und zum Ergehen in Deinen sinnigen Tonweisen zu bieten, übertrage ich Dir hiermit das Pflegeramt dieses Schlosses."

Ich griff unwillkürlich nach meinem Hörnlein; mir wollt's ja schier die Brust zersprengen vor innerlichem Jauchzen und Jubiliren; aber ich besann mich und ließ die Hand sinken, nur ging vor lauter Staunen und Freude kein Wort über meine Lippen.

„Damit Dir's im langen Winter nicht zu

einsam sei in diesen Räumen", fuhr der Fürst, an meiner Ueberraschung sich weidend, gütig fort, „auch wohl zu einem schönen Duett für Deine Lieder, möchte ich Dir schon einen Gefährten oder vielleicht besser noch eine Gefährtin wünschen; und dürfte ich darauf rechnen, daß der Dank unserer schönen Eveline gegen ihren Retter aus mehrmaligen Gefahren ebenso innig ist, als ihre Vorliebe zu diesem anmuthigen Wohnsitze, so wollte ich fast das Amt eines Fürsprechers für Dich versuchen."

„Eure Durchlaucht!" flüsterte tief erglühend die junge Dame und verbarg ihr Antlitz in ihren blendendweißen Händen.

„Wie, — die durchlauchtigste Prinzessin?" stammelte ich und wankte einen Schritt zurück.

Die Fürstin, mein neues Verwundern bemerkend, verbesserte lächelnd: „Fräulein Eveline Wiesan, meine Milchschwester und seit ihrer Mutter Tod meine Gesellschafterin. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß

ihre Erinnerungen an ihre schöne Heimat nicht selten denjenigen eines Freundes begegnen, der sie dort kennen lernte, und dem sich meine gute Eveline seit gestern doppelt verpflichtet fühlt."

„Eveline!" rief ich aus und sank vor der herrlichen Jungfrau in die Knie.

Sie faßte verwirrt meine Hand, um mich emporzuziehen. „Meine gnädigste Fürstin hat über mich zu gebieten!" sprach sie unter zwei großen, stillen Thränen.

„Ich möchte Dich glücklich sehen, wie Du es verdienst", erwiderte die Fürstin, einen sanften Kuß auf Evelinens Stirn drückend, und ergriff den Arm ihres Gemahls, um mit ihm eine herrliche Morgenstunde zu lustwandeln.

Eveline und ich standen allein uns gegenüber.

„Eveline!" stammelte ich und führte ihre Hand an meine Lippen.

„Sebast—, Gott, wie heißest Du?" rief die Jungfrau mit komischem Entsetzen aus.

„Sebastian“, entgegnete ich, ihren Ausruf ergänzend.

„Unmöglich!“ jammerte das schöne Kind. „Und sonst hast Du keinen Namen?“

„Freilich, Sebastian Walther“, fügte ich verwundert hinzu.

„Walther“, äußerte sie weiter, „Walther wollte ich mir gefallen lassen, aber Sebast—, nein, das Wort bringe ich nimmer über meine Lippen. Hast Du sonst keinen Taufnamen?“

„Ja doch, Franz heiße ich auch noch, aber meiner Mutter hat der Name niemals gefallen wollen.“

„Gleichviel“, meinte Eveline, „ich nenne Dich Franz, das wird leichter gehen.“

„Aber“, suchte ich bescheiden einzuwenden, „aber meine Mutter wird über Sünde und Hochmuth schelten, wenn sie hört, daß ich nicht mehr Sebastian, sondern Franz heißen soll, und nicht wahr, meine Mutter darf kommen und bei uns wohnen?“

„Ja freilich muß Deine Mutter kommen, und sie mag Dich in Gottes Namen nennen, wie sie will. Mir bist Du Franz, mein Franz, Du lieber, guter Mensch!“

Und Eveline lag in meinen Armen.

Ueber Wald und See hinaus hörte man bald darauf die süßen Töne des Liedes verhallen:

„Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten;
Wenn die Zeit, mag dein Gemüth
Seiner Rose ruhig warten.“

Emil Lange.

Der Gang zur Kirche.

Es war um die Zeit, wo nach siebenjährigen Kriegsstürmen die junge Frühlingssonne ihr lichtes Gold über Deutschlands Fluren streute, um neben den tausendfachen Blüten deutschen Bodens und deutschen Gemüths wo möglich auch die holde Himmelsblume Kunst in dieser ihrer neu angepflanzten Heimat emporzulocken, als die volltönenden Morgenglocken der Bevölkerung einer kleinen fränkischen Reichsstadt den Anbruch des Osterfestes verkündeten und Alt und Jung zu Dank und Feier in die Kirche riefen. Unter der bunten Schaar der Andächtigen schritt ernsten, gemessenen Ganges ein würdiges Ehepaar, der Rathcopist Lange und seine Hausehre, über den Marktplatz am Rathhause vorbei der Kirche zu.

Seit dreißig Jahren machte nun das wackere Männlein diesen Weg, und er kam nie an dem stattlichen Gebäude vorüber, ohne durch eine stumme Verbeugung seine Ehrfurcht gegen die Hallen auszudrücken, darin die wohlweisen Väter der Stadt das Steuer des kleinen Staatsschiffes handhabten und in denen er selbst fast ein Menschenalter hindurch als ein so bescheidenes Werkzeug thätig war. Seit dreißig Jahren ja beschritt der ehrliche Copist die Rathhaustreppe, und noch immer trug er dieselbe kurze, gepuderte Perrücke, an der nun freilich, trotz der zärtlichsten Pflege, die Zeit nicht mehr lange nagen durfte, um sie seinem kahlen Schädel gleichzumachen; — und so lange man sich denken mochte, hatte man weder an ihm noch an seiner würdigen Ehehälfte ein andres Festkleid gesehen, als den fadenscheinigen, breitschößigen Frack von zweifelhafter Farbe über den weiland grünschillernden Beinkleidern, und ihrerseits den abgeblühten, großblumigen Ueberrock, daran lediglich die Kunst

zu bewundern blieb, mit der die Eigenthümerin noch immer die gefährlichsten Stellen hinter den geschickt gelegten Falten zu verstecken wußte.

Der biedere Lange gehörte zu jenen Stiefsöhnen des Glücks, denen nun einmal die launenhafte Göttin den Erdenhimmel verschlossen hält, vielleicht um sie desto empfänglicher für den jenseitigen zu machen, und so hatte sie den armen Mann in übler Laune den Spruch an die Wiege geschrieben: Du sollst dein Lebtag im Schweiße deines Angesichts das Copistenbrod essen. — Das waren jedoch meist nur harte, magere Bißlein, gewürzt von Mühen und Arbeit und gesalzen von den bitterstillen Thränen der Hausfrau, die es trotz der einleuchtenden Auseinandersetzung ihres verständigen Eheherrn immer nicht begreifen wollte, wie die Frau Zolleinnehmerin oder die Rathsdienerin allezeit Keller und Küche füllen und alljährlich mit einem Ueberrocke vom schönsten Kattun auftreten konnte, während ihr seit ihrer

Hochzeit kaum ein neuer Faden an den Leib gewachsen war.

„Du kennst ja“, hatte er sie erst heute wieder zu trösten gesucht, „die Mißgunst dieser Reichsstädter gegen Jeden, der nicht als eingebornes Stadtkind das Glück und die Ehre des freien Bürgerthums übererbt hat. Daß ich ihnen als Dein Verlobter und als Nachfolger Deines Vaters die Sorge für Witwe und Tochter abnahm, war ihr einziger Grund zu meiner Wahl. Damit glaubt aber der ehrsame Rath jeder weitern Verpflichtung überhoben zu sein, und ich darf, wenigstens so lange der Stadtsyndicus Pyrker lebt, an eine Verbesserung meiner Lage nicht denken. Du weißt, daß dieser den Bürgermeister und Rath in Händen hat, und daß er nimmer vergessen kann, wie ich ihm in der städtischen Rechnung einen Verstoß von etlichen tausend Gulden nachwies.“

„So darfst Du lang leben, bis es besser wird“, entgegnete trübsinnig die Frau, „denn der hat

eine zähe Haut und obendrein alle Tage vollauf, was sein Herz wünscht."

„Sei es drum!" versetzte mit Ergebung der wackere Copist, indem er mit leis gespitzten Fingern, aus Furcht, durch eine unbescheidene Bürste dem brüchigen Zeug wehe zu thun, die Stäubchen von Rock und Beinkleidern ablas. „Hat er seine Freuden, so hab' ich die meinigen auch, und ich denke, er würde gern ein gut Theil seiner Glücksgüter gegen ein so tröstliches Gottesgeschenk vertauschen, womit der Himmel selbst unsere Armuth gesegnet hat."

„Gewiß", erwiderte die Frau mit einem gerührten Blick nach oben. „Unser Emil", — denn sie wußte ja, auf wen allein sich diese Worte bezogen, — „unser Emil ist ein braver, lieber Junge, der Erste in seiner Schule, schmuck und sauber, daß es eine Freude ist, ihn anzusehen, und dabei ein engelfrommes Gemüth. Geht er über die Straße, so blinzelt ihm manches Auge nach, und singt er, oder spielt auf seinen Instru-

menten, so möchte einem ja doch trotz aller Trübsal das Herz aufgehen wie einer Morgenlerche. Und nun heut in der Kirche — wie er da wieder hell und tröstlich singen wird!"

„Ei ja", meinte der gemüthliche Alte, „die Musika ist wohl eine feine, christliche Kunst und schon vordem auch an König David in Freud' und Nöthen heilsam gewesen; aber ich sähe trotz alledem den Burschen doch lieber hinter seinen lateinischen oder griechischen Grammatiken, als am Notenpulte. Das Eine thut dem Andern Eintrag, und die Wissenschaft gibt immerhin ein solideres Brod als die Kunst."

„Wie's eben fällt", bemerkte die Frau. „Da sieh nur den Stadtthürmer an, ein weidlicher Mann in seinem Geschäfte; trinkt der nicht täglich seinen Schoppen guten Wein im goldnen Anker und Abends seine Kanne Bier im Rappen, während Du das Nachsehen hast? Und die Frau Stadtthürmerin, — nun ich will nichts weiter sagen; aber hast Du nicht selbst

bei der neulichen Taufe ihren Habit gegen den meinigen verglichen? — Gott bewahre mich indessen", fuhr sie eifrig fort, „daß ich für unsern Emil an solch einen Dienst denken sollte. Aber da ist ja auch sein Herr Pathe, der Chorregent und Stadtorganist, ein hochbetagter Mann, hat ein schönes Einkommen, Schüler, so viel er will, und sitzt bei jeder Festlichkeit neben Seiner Hochehrwürden dem Herrn Stadtpfarrer und den Rathsherren. Hat er es nicht oft schon zu verstehen gegeben, daß er keinen Andern als seinen Pathen zum Nachfolger heranziehen will?"

„Freilich wohl", entgegnete nach längerer Pause, denn er hatte eben dem Rathhause gegenüber die gewohnte Reverenz zu machen, der nachdenkliche Copist, „aber der Platz auf der Kanzel dünkt mir denn doch besser, als der auf der Orgelbank. Inzwischen —" Hier unterbrach ein nachbarlicher Gruß das gesprächige Paar, und sie traten bald darauf mit anderen Kirchgängern in die ehrwürdigen Hallen.

Emil.

Das Auge der Frau Rathsschreiberin hatte kaum das herkömmliche Kirchengebet gelesen, als es sich mit dem Ausdrucke des innigsten Wohlgefallens zur Orgel emporwandte, woselbst ein hübscher, blühendfrischer Bursche außer der mütterlichen Aufmerksamkeit wohl auch die Blicke der einen oder der andern seiner Nachbarinnen auf sich zog.

Emil stand in den ersten Jünglingsjahren; in schönem Ebenmaße, doch fast den Jahren etwas voraneilend, erhob sich die kecke, kernige Gestalt über die Brüstung des Chors; eine dichte Fülle goldheller Locken umwallte das frühlingssonnige Antlitz, daraus, von edler Stirn überwölbt und von schelmischen Brauen umzogen, zwei gar deutschherzige, schwärmerischsinnende Augen in die Osterwelt hinein- und insonders nach der anmuthigen Jungfrau hinlächelten, die als Prima Donna des kleinen Singchors an seiner Seite stand.

Als nun die Festmusik begann und der kunstgeübte Jüngling mit warmer, klangvoller Stimme Gottes Lob und Halleluja in die lauschenden, heiligen Räume hineintrug; als darauf Orgel, Geigen, Zinken und Flöten sammt dem Auferweckungsjubel der Trommeten, Posaunen und Pauken in den Lobgesang einfielen, da ging auch dem wackern Copisten das grundehrliche, unter den Acten nur allzu überstäubte Herz auf, und er versöhnte sich im Stillen mit dem Gedanken, daß sein Sohn von der edlen Tonkunst wohl nimmer lassen und für die Kanzel verloren sein werde.

Unter solchen Gefühlen, in die sich vielleicht auch eine kleine Beigabe väterlichen Stolzes mischte, blickte der gute Alte ein- und das anderemal hinüber nach dem Kirchenstuhl, darin der wohlangesehene Goldschmied und jeweilige Rathsherr Walter seinen Sitz hatte. War es doch dessen sittige Tochter Maria, welche droben im Chor ihre weiche, liebliche Stimme durch die

Töne des jugendlichen Tenoristen schlang, als wollten Beide mit ihrem Auferstehungsgruß auch alle Herzen erwecken und dann selber in frommer Verwebung über Thäler und Höhen dem Himmel zufliegen. Aber der wohledle Rathsherr saß steif und kühl auf seinem gepolsterten Sitze, den gerührten Copisten keines Blickes würdigend und in keinem Zuge des gelbledernen Gesichts die Gedanken verrathend, die sich in diesem Augenblick durch seine Seele drängten. Wohl schmeichelte es seiner Eitelkeit, daß jetzt so Vieler Augen beifällig auf seiner Tochter ruhten, die gleich einer über Nacht aufgebrochenen Blume einen Frühling voll Anmuth und Liebe verhauchte; dachte er aber seine Tochter neben dem armen Copistensohn, beide in den Jahren, wo in den jugendlichen Herzen die ersten Schneeglöckchen aufdämmernder Sehnsucht läuten, die Frühkeime des beginnenden Lenzes treiben und die Töne jener Aeolsharfe erwachen, welche Mutter Natur in die Schattengänge der jung-

fräulichen Brust aufhängt: wie konnte er da ohne Besorglichkeit dem Zwiegesang folgen, darin so eben die Seelen des jungen Paars gleichwie in eine einzige zusammenflossen, zumal wenn er den schmucken, blonden Burschen betrachtete, der mit seinen redselig frischen Augen ganz anders in die Welt und in ein träumerisches Mädchenherz hineinsah, als des Goldschmieds Nachbar, Franz Pyrker, der Sohn des reichen Kaufherrn und Stadtsyndicus, den die vorlauten Zungen der Kaffeeschwestern bereits als den Zukünftigen der hübschen Goldschmiedstochter bezeichneten. „Nein“, so schloß Herr Walter unter leisem Kopfschütteln seinen Gedankenzug, „das thut fürder nicht mehr gut. Marie ist kein Kind mehr und der Bursche sauber genug, um einem unverständigen Mädchen den Kopf zu verdrehen. Sie soll mir aus dem Singchor, und der Organist mag zusehen, wen er sonst für ihre Stelle findet.“

Von der Zeit an begegnete man im Hause

des Goldschmieds der Familie des Copisten Lange noch kühler als vorher, und Emil fand Grund genug, die unfreundliche Schwelle ganz zu meiden, wie schwer ihm das auch wurde. Denn nichts ersetzte ihm die süße Stelle, welche Marie bereits in der engen Welt seiner Gefühle eingenommen hatte, und die Erinnerung an die schöne Zeit, in der sie beide sich zu ihrem gemeinschaftlichen Unterricht bei seinem Pathen zusammengefunden, an so manches frommvertrauliche Wort, das sie auf dem Heimwege gewechselt, und an so manchen Händedruck, den sie verstohlen ausgetauscht hatten, blieb ihm unauslöschlich.

Die Witwe und ihr Sohn.

Vielleicht ein Jahr nach diesen Vorgängen rief der Tod den lebensmüden Copisten aus einer Welt, die ihm das Verlangen nach einer bessern oft so fühlbar erregt hatte. Die Witwe bezog nun mit ihrem Sohne das städtische Witwenhaus, worin sie nebst einem geringen Gnaden=

gehalt freien Sitz und etwas Holz zugewiesen erhielt. Emil trug seinen Schmerz in das milde, tröstliche Gebiet der Töne, die ja gleich den Thränen eine doppelte Sprache verstehen und reden: die Sprache der Freude mit den Fröhlichen und der Trauer mit den Betrübten. Bisher schon der edlen Kunst mit glühender Neigung zugethan und nur durch den Wunsch des Vaters noch an die wissenschaftlichen Studien gebunden, löste er jetzt alle Fesseln des Zwanges und versenkte sich um so tiefer in die Welt der Töne, die ihm zunächst eine Zufluchtsstätte für seinen Schmerz, dann ein Blumenbeet von frisch aufgehenden Hoffnungen und endlich ein Garten voll duftiger Rosen, grünender Lauben und springender Quellen ward.

„Emil“, sprach eines Tags der greise Organist, als er seinen Liebling auf jenem Instrumente, darin die Engel singen und die Wetter des Gerichtes donnern, die jugendlichen Schwingen seiner Phantasie prüfen hörte, — „Emil,

ich leid' es nicht anders, Du mußt vollends heraus aus dem Staube der altgelehrten Väter und hinein in den ewig blühenden Frühling der Kunst. Sie ist Deine rechte Heimat. Du wirst mich einst zur Ruhe spielen, und niemand als Du soll nach mir auf dieser Orgelbank sitzen."

Wer hörte das lieber als Emil! Die Mutter wußte auch nichts einzuwenden, und so waren denn fortan Geige und Clavier dessen einzige Beschäftigung und die ausschließlichen Träger seiner Gefühle. Neben ihnen kam nur ein Bild in seiner Seele auf, lieblich und hold wie die Wellen seiner Melodien: das Bild Mariens. Diese, seine Jugendgespielin, war es, die auf dem traumseligen Spiegel seines Gemüths vor seinem künstlerischen Streben herschwebte und manchen Ton und manche Weise zur Weckung brachte, welche sonst wohl ihr flüchtiges Blütenleben verschlummert hätten. Das Reich der Töne ist ja die eigentliche Heimat unsres Gemüths.

Wenn von dem leise bebenden Hauch der Seele keines der kühlen, bedächtigen Worte ansprechen will, wenn sich die Düfte unserer inneren Blumen und Blüten vor den Ohren und Händen der neugierig betastenden Alltäglichkeit verhüllen, wenn die Brust ein seliges Gefühl in alle Fernen senden und doch wieder ihr stillsüßes Geheimniß vor der neidischen Menge verbergen möchte; wenn unser Ich wie in hoffnungsloser Gefangenschaft nach Erlösung zittert: — dann flüchtet sich die geängstete Psyche in das Heiligthum der Kunst und singt in Tönen die unaussprechlichen Ahnungen und Gefühle der Liebe, der Andacht, der Unsterblichkeit.

So saß auch Emil oft in Träumen einer schönen Zukunft an seinem Instrumente. Die fügsamen Saiten und Klänge webten sich unter seinen Händen zu Zaubergebilden des Glücks und des Ruhmes, aus deren schimmernder Tiefe ihm dann stets das liebliche Bild Mariens entgegenlächelte. Wenn nun der Abendwind sich

draußen in den Linden wiegte und die Düfte des blühenden Thales durch sein offenes Fenster trug, und wenn er dann drüben im Kämmerchen des Nachbarhauses die weißen Vorhänge sich bewegen und dahinter ein verstohlen lauschendes Köpfchen sich verstecken sah: dann fühlte er sich in einem der Feengärten des Morgenlandes und das Paradies nicht verloren, sondern in und um sich.

O schöne Zeit der Jugend und ihrer ersten Liebe! Wie tausendfach von den Dichtern besungen und von unsern eignen Erinnerungen ausgebeutet, — du bleibst ewig der unerschöpfte Born voll seliger Töne, das Land voll paradiesischer Blüten und Früchte, deren schönste wir schon gebrochen haben und in welches wir auf der eiligen Flucht durch das Leben dürstend und sehnend zurückblicken.

Fort.

Das kleine Geschoß, welches Emil mit seiner Mutter bewohnte, erhob sich über der Ring-

mauer der Stadt nahe dem Thore und gewährte nach einer Seite hin eine liebliche Fernsicht auf Thal und Höhen und in ein anmuthiges Gewinde von Gärten, Wiesen und Bäumen, während es auf der andern in das Gehöfe des gegenüber liegenden Walter'schen Hauses und dort in das Kämmerlein hineinsah, dessen enge Wände den Himmel des jungen Musikers begrenzten. Doch nur selten stand ihm ein Blick in diesen Himmel offen. Es gehörte zur strenggehaltenen Ordnung jener Zeit, daß die Tochter sich nur in elterlicher Begleitung an öffentlichen Orten sehen lassen konnte; und wenn ja dann und wann eine außergewöhnliche Veranlassung der jungen Welt erwünschte Gelegenheit zu einer unbelauschten Begegnung bot, so bewegte sich doch die Tochter des angesehenen Senators in einer Sphäre, welche dem Sohne der armen Freisitzerin völlig unzugänglich war. Als nun vollends der mißtrauische Alte je zuweilen durch das Rauschen seiner Feile oder durch das Schnau-

ben des Blasebalges die seelenvollen Töne vernahm, die seinem Hinterhause gegenüber laut wurden, und als er vollends die Beziehung ahnte, in der wohl solcherlei Gesang und Geklang zu seiner Tochter stehen mochte, da wurden seine Maßregeln noch schärfer, und er würde leichtlich bei dem wohlweisen Rath eine Wohnungsveränderung für die Copistenwitwe durchgesetzt haben, hätte er nicht das Gerede der Leute gefürchtet. Gar oft geschah es also, daß Emil seine träumenden Lieder, unvernommen von dem Ohr der Stillgeliebten, in die Lüfte hinaussang. Wenn aber auch nur dann und wann irgend ein Anzeichen die Nähe und die Aufmerksamkeit der Theuern verrieth, so gab dies seiner kindlichtreuen Seele wieder Nahrung auf lange Zeit, und fröhlich und selig trug er von neuem seine perlenden Weisen in die Welt hinein.

Die Liebe, wie unersättlich auch in der Stunde des Glücks, weiß ihren unstillbaren Durst in der Zeit langer Entbehrung durch die haushälte-

rische Genügsamkeit auszugleichen, mit welcher sie sich alsdann an einem Blick, an einem Händedruck befriedigt, und an den Erinnerungen der Vergangenheit zehrt, wenn ihr die Gegenwart die Quelle ihres Lebens entzieht. Die Liebe sagt man, sei erfinderisch; sie war es auch bei unserm jungen Freunde, doch nicht in der Art, daß sie in kühnen Wegen und Mitteln die fromme Scheu durchbrochen hätte, mit der sein reines Gemüth die Schranken der bestehenden Verhältnisse ehrte. Ihre Erfindungskraft bewegte sich bei ihm mehr bnach der Tiefe seines Wesens hin, in den Bildern einer glücklicheren Zukunft, die der Himmel fügen werde, sowie in den Weisen seiner Lieder. Wie laut oder wie schwach seine Sehnsucht in Mariens Busen widertönte: er wußte das nicht, er fragte sich kaum. Hatte sie doch einst ihre Hand in die seine gelegt, ihre Seele mit der seinen auf den Schwingen der Töne in einen Himmel seliger Ahnungen getragen

und am Grabe seines Vaters ihre Thränen mit den seinigen vereint.

Seitdem hatte der Herbst zum zweitenmal das rothe Laub über die Stoppeln geschüttelt. Ein milder Octobertag nahm von der Gegend Abschied. Emils Antlitz leuchtete von dem Widerscheine des Abendrothes, das durch die rundscheibigen Fenster des Stübchens fiel. So eben schwankte ein schwerbeladener Güterwagen durch das lang gewölbte Thor herein. Die mächtigen Kisten und Fässer, die unter der Decke hervorsahen, trugen die Namenszeichen des Pyrker'schen Handlungshauses. Ein seltsamer, unnennbarer Schmerz durchfuhr Emil bei diesem Anblick. Galt nicht Franz, der ältere Sohn des Kaufherrn, in dem Munde der Leute als der erklärte Verehrer Mariens? Drängte er sich nicht fast aller Orten an Mariens Seite, Ohr und Auge des holden Mädchens mit süßlichem Wesen bestürmend? — Und doch — es ist unmöglich! tröstete Emil sich wieder. Marie kann ihn

nicht lieb haben, diesen Wüstling, den Verschwender, ihn, den schon die Natur mit dem schielenden, giftigen Auge, mit der schief gespitzten Nase und den dünnen, unheimlich grinsenden Lippen gezeichnet hat. Aber sein Vater ist ein reicher Kaufherr und Stadtsyndicus, und Walther ein geiziger, ehrsüchtiger Mann, mußte sich Emil aufs neue gestehen, und er schloß in stiller Betrübniß das Fenster.

Endlich trat die liebe Mutter mit einem herzlichen Abendgruß in die Thür. „Wo warst Du, Mütterchen?" fragte der Sohn, um nur etwas zu reden.

„Draußen in der Vorstadt beim Weber, dem ich mein bischen Garn brachte", gab sie zur Antwort. „Ein weiter Weg für meine gebrechlichen Füße, zumal wenn man wie heute noch durch all die Ballen, Kisten und Fässer aufgehalten wird, welche drüben am Pyrker'schen Hause abgeladen werden und sammt dem Wagen die ganze Straße sperren. Das klirrt und rasselt

und prunkt, als müßt' es die ganze Welt wissen, was für Reichthümer der Herr Stadtsyndicus auf der Frankfurter Messe geladen hat. Es ist drum doch kein Segen bei all dem Mammon."

„Wie meint Ihr das, Mutter?" entgegnete Emil.

„Nun, Du weißt ja so gut als ich, daß seine einzige Tochter an der bösen Krankheit leidet und daß der jüngere Sohn, der liederliche Ulrich, vor Jahr und Tag mit einer großen Summe Geldes auf und davon ist, Niemand weiß wohin; worauf denn die ganze Dienerschaft sammt dem treuen, ehrlichen Konrad aus bloßem leidigen Verdacht der Mitschuld entlassen worden ist. Du mein Gott — Konrad — Du kennst ihn ja, den guten, rechtschaffenen Alten, der Dich oft auf seinen Knien geschaukelt hat; — er und ein Betrug! — wie reimen sich die zusammen?"

„Für den wollt' ich gut stehen, wie für meine eigne Seele", bemerkte Emil.

„Nun siehst Du, — ich vermuthe auch, die

Sache hat einen andern Haken. Sicher ist man im Hause Pyrker's von der Treue jener Dienstleute so überzeugt wie Du und ich; allein man benutzte gern die Gelegenheit, um nach diesen und andern bedeutenden Verlusten, welche das Handelshaus betroffen haben, Kutsche, Kammerjungfer und was sonst halbweg zu entrathen war, abzuschaffen."

„Aber wozu dies Alles, liebe Mutter?"

„Wie? — Und nun gar der Aelteste!" — eiferte die gesprächige Alte weiter, ohne sich irre machen zu lassen — „Franz, der Heuchler, der Spieler! begreife nur nicht, wie den ein ehrbares Mädchen freundlich ansehen kann! Macht er sich drunten doch auf der Straße breit mit Befehligen und Commandiren, und schielt dabei ein- ums andremal hinauf nach dem Fenster, — nun Du weißt ja zu wem. Ich sah wohl Mariechen, das folgsame Kind, betrübt genug hinter ihren Blumenstöcken hervorblicken, die hoffärtige Mutter neben ihr, während der Gold-

schmied sich drunten mit dem Stadtsyndicus unterhielt. Mariechen hat mich mitten im Tumult gesehen und gegrüßt. Dem armen Mädchen wird all sein stiller und doch sichtbarer Kummer gleichwohl nichts helfen, denn ob gern oder ungern wird es den widerwärtigen Freier doch nehmen müssen. Aber, lieber Emil, ich sehe, Du wischest die Augen. Verbirg's nur nicht, — ich weiß es ja doch, wie tief Du sie im Herzen trägst. Aber was hilft Dir aller Kummer! Bedenke nur selbst, — Du neben einem Rathsherrnsohne, der noch reich genug ist, um nach dem wohlhabendsten Mädchen der Reichsstadt zu fragen, wäre er auch noch widerlicher als er ist. Ja, wenn Du schon Organist wärest oder dergleichen, dann möchte vielleicht —"

„Ich bitt' Euch, liebe Mutter", fiel Emil bewegt ein, „ich bitt' Euch, seid still davon. Ich habe zwar oft an Marie gedacht, will auch nicht leugnen, daß ich sie so recht im Herzen trage; wir sind ja nebeneinander aufge-

wachsen und haben als Kinder uns lieb gehabt; aber nun ist ja Alles anders, und ich weiß nicht einmal, ob sie mir noch gut ist und an mich denkt."

„Ei, und warum sollte sie das nicht? Ist sie doch stets freundlich gegen mich, wenn sie mich trifft, und weiß die Rede immer so züchtig und doch so geschickt auf Dich zu bringen, wenn ich nicht selbst von Dir erzähle, und sagt mir oft, wie lieb Du singen und spielen kannst."

„Gut, gut, Mutter! — Wollt Ihr denn mein Herz mit Gewalt zerreißen? Sagtet Ihr doch selbst, daß Alles dies vergebens ist!"

„Daß sich Gott erbarme, ja wohl!" schloß die Frau mit einem betrübten Blick auf ihren Sohn, der sein Baret in das glühende Angesicht drückte und hinauseilte in die herbstliche Nacht, um draußen den Sternen, Wolken und Wäldern seinen Schmerz zu erzählen und sich auszuweinen am Busen der treuen, mittrauernden Natur. „Fort", rief er dann, „fort von hier, wo

ihre Nähe jede Schwinge meiner Seele lähmt, wo mich jede Hoffnung täuscht und jedes Glück scheut. Hinaus in die Ferne, dorthin, wo die Kunst blüht und Ehre und Ruhm verheißt. Dort will ich mir das Alles holen, um mit ihm, dem Verhaßten, und mit Jedem, der nach ihrem Besitze streben wollte, in die Schranken treten zu können! Fort, fort!“ rief er nochmals; aber wann und wie? — Darüber schwieg die Stimme seines Herzens.

Der Fasching.

Der Winter verstrich ohne weitere Vorkehrungen zur Wanderschaft, wenn auch nicht ohne mancherlei Mahnungen dazu. Der Schnee ging allmählich, die Bächlein thauten, Fastnacht und Mummenschanz standen bevor. Die junge Welt rüstete sich erwartungsvoll auf den Maskentanz, der um diese Zeit des Jahres das stille Leben der kleinen Stadt zu ungewohnter Regsamkeit weckte. Noch nie hatte dies den Sohn der armen

Freisitzerin anders als durch Hörensagen berührt; diesmal aber sollte er sonderbarer Weise bei dem Feste selbst betheiligt werden. Der Stadtthürmer, sein Lehrer auf der Violine, war erkrankt und Niemand sonst im Stande, seinen gewandten Bogen zu dem lustigen Getümmel einer Faschingsnacht zu ersetzen, als Emil, sein geschicktester Schüler. Dieser konnte denn auch seinem wackern Meister die Bitte um Uebernahme des Liebesdienstes nicht wohl abschlagen, und so lebte er denn nicht ohne Spannung dem neuen Schauspiel entgegen. Durfte er nicht auch Marien bei der Lustbarkeit erwarten? — Und wer mochte im voraus all die süßen Möglichkeiten berechnen, die vielleicht ein günstiger Zufall seiner Sehnsucht zuführen konnte? — Aber auch des verhaßten Nebenbuhlers mußte er gewärtig sein; und seinen dünnen, hölzernen Beinen zum Tanze mit der Geliebten einen lustigen Walzer aufstreichen zu müssen, war ein Gedanke, der ihm schon jetzt vor Entrüstung alles Blut ins Gesicht

trieb. — Der verhängnißvolle Abend kam. Emil stand vorn auf einer Art von Podium, welches durch eine Brüstung von dem Saal und der Versammlung geschieden war. Ruhig und sicher, im Gefühle des Zaubers, den heute sein Bogen üben sollte, erhob sich die schlanke Gestalt des Jünglings aus dem Kreise seiner Genossen. Die Geige schmiegte sich ihm zierlich und fügsam unter das Kinn, welches ein leichter Anflug von Knebelbart nichts weniger als entstellte. Tief und gedankenvoll schweifte sein blaues Auge über die seltsam bunte Gesellschaft; es schien vergebens nach einem ersehnten Gegenstande zu suchen. Der Tanz sollte beginnen. Emil gab das Zeichen. Alsbald glitt sein Bogen über die singenden und klingenden Saiten; die blonden Locken wiegten ihm dabei auf Schulter und Nacken, seine Augen leuchteten, seine Wangen glühten, und manch freundlicher Blick flog aus den Reihen der anmuthigen Tänzerinnen hinauf nach dem frischen, schmucken Gesellen, um welchen Diese

und Jene gern den minder willkommenen Freier an ihrer Seite getauscht hätte. Er aber suchte ab und auf durch die vermummte Menge, er musterte jede Erscheinung, die Mariens Wuchs und Haltung zu tragen schien; doch bei keiner überkam sein Herz jene Wallung, die ihm stets Mariens Nähe verursachte. Sollte sie wohl gar nicht kommen? — Er wußte nicht, was er mehr zu wünschen, mehr zu fürchten hatte. Aber sieh, jenen Ordensritter, der in voller Rüstung mit wehendem Helmbusch einherschwankte, als sei er in Gefahr, wie ein leckes Schiff von seinem flaggenden und fliegenden Takelwerk umgerissen zu werden, — ihn konnte Emil keinen Augenblick verkennen. Wie er doch, einem vom Winde gejagten Schmetterlinge gleich, von einer Blume zur andern hüpfte, — bis endlich eine neue Erscheinung, ein schlankes Mädchen in südländischer Tracht, Hut und Locken von einem Rosengewinde umschlungen, ein Blumenkörbchen auf dem Arme, seine Aufmerksamkeit fesselte. Emil

zitterte bei ihrem Anblick, siedende Glut schoß durch seine Adern, — sie war's.

Bald war die Neuangekommene von einer Menge Masken umringt, die sich aus dem Inhalt ihres Körbchens beschenken ließen. Auch der Ritter von der traurigen Gestalt hatte bereits seinen Theil — eine kleine Blumengabe — empfangen; allein sein Sinn mochte auf einem blühenden Monatsröschen, das einzige Blümchen, das die hübsche Spenderin noch besaß, bestehen. Sie zögerte und schien ihm die Blume zu verweigern, indem sie, seiner Begehrlichkeit ausweichend und die Rose hinter ihren Rücken verbergend, sich Schritt um Schritt gegen das Orchester hin zurückzog. War es Absicht, war es Zufall? Mit der letzten abwehrenden Bewegung entglitt die Rose ihrer Hand und flog vor Emils Füßen nieder. Im nächsten Augenblick duftete sie am Herzen des glücklichen Musikers. Ein giftiger Blick aus dem Visire des Ritters schielte nach dem Jüngling hinauf. Er achtete

das nicht. Seliger als je strich er bald wieder die Saiten; die Töne seiner Geige jauchzten wie schlagende Nachtigallen; alle Quellen seiner Seele öffneten sich; die tausend verdeckten Blumen und Blüten seines Innern waren mit Einem Schlag aufgebrochen, ein ganzer Lenz voll Wonne strahlte aus seinen Augen und perlte aus seinen Saiten. Ja, ein Himmel voll Seligkeit war ihm aufgegangen, aber nur um sich bald desto dunkler zu umwölken. Marie, die eine Zeit lang am Tanze keinen Antheil genommen, erschien endlich an der Hand des Ritters, der nun in stolzer Genugthuung seine Schöne vor den Augen des betäubten Musikers vorüberführte. Wer da das Bangen und Zucken der Klänge verstanden hätte, die jetzt aus dem engen, besaiteten Schreine hervorbrachen! Wie sie bebten und schwollen, als des Jünglings Blick das tanzende Paar verfolgte, als er den unheimlichen Nebenbuhler die Heilige seines Herzens an sich ziehen, als er die Geliebte willenlos den Armen des

widerlichen Mannes dahingegeben und sie Beide Brust an Brust im rauschenden Walzer sich durch den Saal wiegen sah. Seine Pulse jagten wie seine Töne, die übrigen Spielleute vermochten kaum noch dem rasenden Tempo zu folgen, die Tänzer wirbelten und sausten verworren durcheinander, der gehetzte Ritter in seiner schweren Rüstung schwankte, bald hieher bald dorthin gestoßen, einer Fregatte mit zerbrochenen Masten gleich, durch die Reihen, bis endlich der unverhältnißmäßig beladene Obertheil seines Körpers über die schwachen Stützen, die ihn trugen, das lang bestrittene Uebergewicht behauptete und den Ritter vor Emils Füßen zu Boden riß. Unter einem hohlen Angstrufe sich der unabwendbaren Macht seines Verhängnisses beugend und seine Leidensgefährtin in krampfhafter Umarmung nach sich ziehend — lag der Arme, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der Länge nach auf der Erde. Helm und Federbusch waren ob des schwunghaften Bogens, den sein Oberkörper be=

schrieb, ins Weite geflogen und gaben die entsetzten Züge seines Antlitzes bloß. Kaum vermochte er selbst sich ohne fremde Hülfe zu erheben, viel weniger noch der unter ihm liegenden Gefährtin aufzuhelfen.

Schneller als gedacht hatte Emil die Brüstung übersprungen, den ächzenden Ritter sanft oder unsanft auf die Seite geschoben und Marien emporgeholfen. Die theure Last ruhte in seinen Armen, ihr Auge irrte verschämt zu dem seinen, ihre Lippen bebten ein leises Wort; sie stand längst wieder und unversehrt auf festem Boden; doch schien Emil sie noch immer nicht aus seinen schützenden Händen lassen zu wollen.

„Verdammter Fiedler!“ kreischte jetzt der dazwischentretende Franz, „Du sollst meinen Zorn fühlen!“

Ein Blick der Vernichtung schoß bei diesen Worten aus den Augen des sich selbst vergessenden Musikers, seine Fäuste ballten sich, seine Gestalt richtete sich kühn und drohend empor. „Um

Gottes- und meinetwillen — gib Frieden!" bat das geängstete Mädchen. Emil drückte ihr leise die Hand, überließ sie ihrem Tänzer und schwang sich behend auf seinen Platz zurück. Die Paare ordneten sich aufs neue; doch Marie blieb aus; sie hatte sich mit ihren Eltern heimbegeben. Emils Geige klang wieder. Es waren aber lauter Thränen, so daraus hervorquollen und nach deren zuckenden Rhythmen die lustige Menge eine lange Nacht hindurch auf- und abwogte.

Der grauende Tag fand Emil ermattet und summenden Hauptes in seinem Stübchen unter den Händen seiner besorgten Mutter.

„Es geht nicht anders, Mutter; wie ich schon oft gesagt, ich muß fort, weit fort, und dies bald, morgen, übermorgen!"

„Du redest im Fieber, lieber Sohn. Was sollte Dich so eilig hinwegtreiben? Und wohin wolltest Du?"

„Ins schöne Land der Kunst, nach Italien,

wo die großen Meister blühen. Dort find' ich wohl Ruhe, vielleicht auch Glück! Aber bald, liebe Mutter, bald!"

„Und was sagt Dein Herr Pathe zu Deinem Vorhaben?"

„Er billigt es und wird mir ein kleines Reisegeld vorstrecken."

„Nun denn, wenn es also sein muß, so geschehe es in Gottes Namen. Ich will, was sonst nöthig ist, richten. Nun aber begib Dich zu Bett und schlaf ein wenig. Du bist angegriffen, wenn nicht gar krank. Gott schütze Dich!" — Dabei zog sie die kleinen Vorhänge am Fenster zu, um den einbrechenden Tag abzuhalten. Drüben im Kämmerchen des nachbarlichen Hofes erlosch so eben auch das glimmende Nachtlicht.

Abschied.

Das erste Grün zog wieder über die junge Erde; Primeln und Veilchen sproßten auf Rainen

und hinter Hecken, und die moosige Decke schwoll auf dem kleinen Hügel des Friedhofs, vor welchem sich Emil, Abschied nehmend, so eben erhob. Die milde Märzsonne streifte mit untergehenden Strahlen über die Gräber und beleuchtete ein Thränenpaar in den Augen des Jünglings. Er hatte seine Andacht vollendet und schritt langsam, und an mancher Stätte verweilend, dem Kirchhofthore zu. Dort angekommen, wandte er sich noch einmal um, als wollte er mit einem langen, letzten Blicke das ganze Bild sich zu bleibender Erinnerung sammeln. Leise Tritte hinter ihm und ein von weicher, lieblicher Stimme gebotenes „Guten Abend!“ weckten ihn aus schmerzlichen Gedanken. „Marie!“ rief er, sich umblickend, und alle Fibern seines Herzens bebten. „Du hier? Und so allein! — Und eben jetzt, da ich auf lange Zeit von der Heimat und allen Lieben Abschied nehmen will!“

„Ich habe gehört, daß Du fort willst in ein fernes, fremdes Land“, entgegnete das Mädchen

mit zitternder Stimme, „und hätte Dir gern Lebewohl gesagt. Der Heimweg von unserm Garten führt mich hier vorüber. Ich freue mich, Dich noch einmal zu sehen; aber es ist eine schmerzliche Freude.“

„Und kann ich anders?“ fragte Emil. „Ist es meine Schuld, daß sich zwischen uns so Manches geändert hat?“

„D a hat sich noch nichts geändert“, versetzte die Jungfrau erröthend und legte ihre Hand aufs Herz.

Emil ergriff mit Rührung ihre Rechte. „O, daß es ewig so bliebe!“ rief er leuchtenden Blickes aus.

„Ich denke, es wird; was auch der Himmel sonst beschließen mag!“ fügte sie mit leisem Seufzer hinzu.

„Ach, daß die Menschen so oft dem himmlischen Willen zuschreiben, was ihr eignes Fügen und Wollen ist!“ erwiderte Emil. „Kann nicht

mein Herz, meine Liebe und meine Dankbarkeit Dir und Deinen Eltern ersetzen, was mir von Glücksgütern abgeht?"

„Es sind meine Eltern; ihnen gegenüber habe ich zwar Thränen, aber keinen Willen, denn die Schrift heißt einem Kinde — Vater und Mutter gehorchen. Uebrigens", flüsterte sie beruhigend, „ist es noch nicht so weit als Du besorgest; mein Vater ist nicht ohne alles Bedenken."

„Hab' Dank für diese Tröstung; sie wird mich in die Ferne begleiten. Ueberzeugt sie mich doch, daß Du mir noch gut bist."

„So lang' ich lebe! — Doch jetzt laß uns scheiden. Die Mutter, die im Garten zurückgeblieben ist, kann jeden Augenblick nachkommen."

„Und soll ich scheiden ohne irgend ein Zeichen des Angedenkens an diesen traurig-lieben Augenblick?"

Marie reichte ihm ein Sträußchen frisch-

gepflückter Veilchen, das sie am Mieder trug. „Besseres habe ich nicht", lächelte sie wehmüthig.

„Und was gäb' es Schöneres auf Erden, als die Blümchen, die an Deinem Herzen ruhten?" rief Emil aus, und drückte das Sträußchen an die Lippen. „Nimm auch Du von mir, was ich Dir bieten kann, das letzte Lied, das ich für Dich geschrieben." — Dabei reichte er ihr aus seiner Brieftasche ein Blatt mit folgenden Zeilen:

Wo blüht mein Lenz, als nur in Deinem Blick?
Wo zieht mein Traum, als nur zu Dir zurück?
Was sinnt mein Herz, als ewig Dich allein,
Dich, meines Lebens Frühling, Duft und Schein,
Mein Morgen, meine Nacht, mein Schmerz, mein Glück!

Am Himmel blinkt ein Stern mit gold'nem Strahl,
Vom Strauche winkt die schönste Ros' im Thal; —
Du meine junge Rose, Du mein Stern,
Und bricht mein Herz, von Deinem muß ich fern.
Grüß' auf zu mir, — es gilt zum letztenmal!

Von Dir entfloh'n — was ist mein sehnend Lied?
Ein Ton, der freudlos durch die Wüste zieht.
Du aber blickst mir lächelnd nach ins Thor,
Dahin mein Fuß sich einsam, scheu verlor, —
Als ob ein Traum aus Deinem Schlummer schied.

„Und nun, Marie, leb wohl! Bau auf meine Treue! O, daß ich den gleichen Glauben auch von Dir mit fortnehmen könnte! — Daß ich —" er hatte bei diesen Worten das theure Mädchen sanft an sich gezogen, ihre Wangen streiften die seinigen, ihre Lippen — da fuhr die erschreckte Jungfrau mit dem Angstruf auf: „Meine Mutter! — Leb' wohl, Emil!"

Marie verschwand. Der Jüngling bog langsam um die Kirchhofmauer und zerdrückte mit den Fingern zwei helle Tropfen auf seinen Wangen.

Wanderlust.

Die warme Aprilsonne Südtyrols beschien — von blitzenden Eisbergen und duftigen Wäldern

herab — einen jungen, rüstigen Wanderer, der sich zu Rast und Betrachtung der fremden, neuen Welt auf dem Abhang eines Hügels ins Gras gelagert hatte. Neben ihm ruhte ein bescheiden gefülltes Ränzchen, oben mit einem ledernen Futteral versehen, daraus das Ende eines Fidelbogens hervorsah. Klopfenden Herzens und unter leisen Schauern blickte er in ein Thal hinab, in dessen heimlich stillen Bogen einst der Engel des Paradieses geflüchtet sein mußte, und woselbst er nun schläft und träumt, indeß die Schneeriesen umher über dem Schlummernden wachen; darin die Gletscher und Felsen als Altäre und Säulen stehen, die Lawinen als Glocken donnern und die Wasserstürze als Orgeln brausen, Wald und Auen aber Andacht halten und Seen und Flüsse den Rauch ihrer Morgen- und Abendopfer gen Himmel senden.

Ziehende Wolken oben im goldgerötheten Aether, ringsum duftende Blümchen, als: Tausendschön, Maßliebchen und Marienblümlein,

ja Marienblümlein! — über sich Lerchenwirbel, Finkenschlag, Hänflings- und Meisengesang, zwischendurch das Rieseln und Rauschen der lebendigen Brunnen und Quellen, und über Gebüsch und Wald die leuchtenden Zacken und Zinken, und zu Füßen unten das dämmernde Thal mit dem felsumthürmten schimmernden Hintergrunde: — ihm war, als feiere er heute seinen ersten Geburtstag und müsse der Himmel und die Erde, Gott und seine Heerschaaren und Alles zu sich einladen und ans Herz drücken, allernächst aber die schönen, zarten Marienblümchen mitsammt den getrockneten Veilchen in seiner Brieftasche. Er zog sie hervor und benetzte sie mit seinen Thränen, zwei gar stillseligen Tropfen. Und über eine Weile, da konnt' er's nimmer aushalten ohne Antwort auf all die tausend Stimmen und Grüße der neuen, herrlichen Frühlingswelt umher, und nahm und stimmte seine Geige und sang so hell, daß selber der Wald mitjauchzte:

Wenn es wieder Frühling will werden,
Da fallen die Blumen herab auf Erden,
Die Berge knien am Himmelssaum,
Die Thäler klingen, die Quellen schlagen,
Kein Schmerz hat Thränen in diesen Tagen,
Kein Herz zu trübem Sinnen Raum;
Gott Vater geht durch die Schöpfnng still,
Wenn wieder Frühling werden will.
Und soll dir Frühling im Herzen blühen,
So mußt du wandern, so mußt du ziehen
Mit jungen Liedern im Morgenschein;
Und fühlst du's regen und fühlst es dringen,
Mit seligen Armen dich umschlingen,
Und Erd' und Himmel und Alles dein,
Und Gottes Wandeln durch dein Gemüth, —
Dann Herz erjauchze, dein Frühling blüht.

Als dies Lied gesungen und verklungen war, weckte den Sänger ein deutscher Gruß mitten im fremden, welschen Lande aus seinem träumerischen Sinnen; wenig Schritte hinter ihm hielt ein wohlbepackter Reisewagen, der unbemerkt herangerollt sein mußte; ein bärtiger, schon ziemlich bejahrter Kutscher öffnete den Schlag,

aus welchem ein ältlicher Herr und zwei Fräulein von solcher Anmuth und Schönheit stiegen, wie sie Emil nimmer noch gesehen zu haben meinte. Eine gleichfalls bejahrte Dienerin folgte.

„Gott zum Gruße, Landsmann!“ wiederholte der Kutscher. „Ihr singt ja heller und erquicklicher als mancher Küster daheim im deutschen Lande, und ich kann Euch sagen, daß so ein frisches, deutsches Lied Einem ordentlich wohlthut inmitten dieser welschen Berge.“

„Schönstens bedankt für Euern Gruß!“ antwortete der Jüngling, und stand und sah, und glaubte sich den Staub aus den Augen wischen zu müssen, und sah noch einmal empor und murmelte endlich: „Träum' ich denn; oder ist das wirklich Konrad, — Konrad, vormals des Pyrker's Packer und Kutscher?“

„Wie? Was?“ rief erstaunt der Graubart. „Wagen und Reiter Pharaos! Du hier, Emil? Was trieb Dich aus Deiner fränkischen

Heimat sechzig bis siebzig Meilen weg in die welschen Grenzen hinein?"

„Hast Du einen Bekannten getroffen?" fragte der fremde Herr seinen Diener.

„Einen gar lieben, jungen Freund, gnädigster Herr", antwortete dieser; „braver Leute Kind und so zu sagen unter meinen Füßen aufgewachsen."

„Schön", bemerkte der Fremde mit Freundlichkeit, „da werdet Ihr Euch mancherlei zu erzählen haben. Wir werden unten im nächsten Städtchen halten und Nachtquartier nehmen. Dorthin laß Deinen Landsmann nachkommen." Bei diesen Worten machte der Fremde eine grüßende Handbewegung gegen den stumm und staunend dastehenden Gesellen, der noch immer in holder Verwirrung vor den schönen Jungfrauen die Augen senkte. Dieser fühlte wohl die Glut auf seinen Wangen, aber er wußte jetzt selbst nicht, galt sie der Freude eines unverhofften Wiedersehens oder der Ueberraschung

inmitten seiner musikalischen Ergüsse, oder endlich der blendenden Erscheinung der beiden Frauen, die ihm nicht anders vor Augen schwebten, wie zwei Feen aus den Erzählungen von den Zaubergärten des Morgenlandes.

„Wie gefällt Euch der junge Sänger?“ fragte der Fremde seine Begleiterinnen, indem er der Einen der beiden Jungfrauen, einer hohen, leichten Gestalt, auf deren durchsichtigen Wangen sich Lilien wiegten, den Arm bot; während die Andere, etwas kleiner und gedrungener, dagegen rascher und lebendiger in allen Bewegungen, und einen Rosenfrühling von siebzehn Jahren in den dunklen, brennenden Augen und auf den blühenden Wangen tragend, schäkernd und munter nebenher hüpfte, jedoch nicht ohne sich bei der ersten Biegung des Weges nochmals nach dem schmucken Gesellen umzuwenden, der, wie es schien, ihre Aufmerksamkeit ebensowohl durch seine klangvolle Stimme, als durch seine kindlichblöde Befangenheit erregt hatte.

„Auf Wiedersehen also!“ rief Konrad mit herzlichem Händedruck, indem er, der kleinen Gesellschaft folgend, den Wagen langsam in das Thal hinablenkte, wo sie wieder einzusteigen gedachte.

Emil träumte und blickte noch eine Weile der seltsamen, schönen Erscheinung nach, packte dann sein Instrument auf das Ränzchen und schritt langsam und nachdenklich der Herberge des vor ihm liegenden Städtchens zu.

Altes und Neues.

Konrad saß bereits, seinen Landsmann erwartend, in der Ecke der niedrigen, unfreundlichen Stube. „Hieher, junger Freund“, rief er dem Eintretenden entgegen, „hier sind wir ungestört und können nach Herzenslust plaudern. Meine Herrschaft, der Herr Graf und seine Begleitung, ist oben einlogirt, aber auch nicht viel besser als wir. Wagen und Reiter Pharaos — sind

das schlechte Wirthshäuser! Ich kenne sie schon von früher her und lobe mir in solcher Umgebung mit doppelter Genugthuung mein liebes Deutschland. Also erstlich einen wackern Trunk auf unser fernes Vaterland und allernächst auf unsere freie Vaterstadt!" — Er streckte bei diesen Worten dem Jüngling einen Becher Weins entgegen.

„Sie leben hoch!" rief Emil einstimmend, und seine Augen leuchteten bei dem Namen seiner Heimat und all den theuern Erinnerungen, so ihm anhingen. „Doch sprechen wir leiser, guter Konrad; wir sind hier nicht allein." Dabei wies er mit den Augen nach zwei Gestalten, die auf einer Bank gegenüber mehr lagen als saßen und dem Anscheine nach schliefen.

„Fürchtest Du, jene Kerle dort möchten uns belauschen? — Pah, die schnarchen, und dann sind wir bereits auf welschem Boden, wo das ehrliche deutsche Wort nur als seltene Waare erklingt. Aber red' jetzt, Herzensjunge, und nimm

nicht übel, daß ich noch immer Du sage, es geht so besser vom Herzen. Also, wie steht's in der lieben Heimat? Und was in aller Welt trieb Dich dort hinweg in diese Ferne? Ist mir's doch, als wär' ich schon ein halbes Leben von da fort, und kaum sind es zwei Jahre, daß ich die Mauern unsrer Vaterstadt verlassen."

Emil berichtete von seinen Erlebnissen so viel er nöthig hielt, um verstanden zu werden. Mariens Name tauchte in dieser kurzen Schilderung nur einmal auf und erst dann, nachdem der Erzähler sein tiefes Erröthen hinter den Becher Weines versteckt hatte, den er an die Lippen setzte. „Und Du", schloß er seine Rede, „wie kommst Du hierher?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt" antwortete Konrad. „Als ich bei Pyrker meines Dienstes entlassen, wanderte ich mit meiner Ersparniß der böhmischen Grenze zu, wo mir ein Vetter, ein wohlhabender Glasbrenner, lebt, den ich längst gern besucht hätte, und von wel-

chem ich dereinst noch einen schönen Thaler — und wenn ich sage Einen, so heißt das einige hundert — zu erben hoffe. Dort war ich herzlich aufgenommen und konnte bleiben wie lang ich wollte. Aber das ewige Einerlei behagte mir bald nicht mehr. Als daher der böhmische Graf, aus dessen Wäldern ich das Holz für unsre Glashütte zu fahren hatte, mich kennen lernte und hörte, daß ich bereits als Kutscher gedient und mit meinem vormaligen Herrn Italien die Kreuz und Quere durchreist hatte, schlug er mir vor, bei ihm in gleicher Eigenschaft in Dienst zu treten, zumal er der Gesundheit seiner Tochter wegen auf einige Zeit auch nach Welschland wolle und gern einen des Landes und der Straßen Kundigen bei sich hätte. Ich war's zufrieden, der Vetter rieth zu, und so bin ich hier."

„Deine junge Herrin wäre also krank?" fragte Emil.

„Nicht so eigentlich was man krank heißt; denn Du hast sie ja vorhin frisch auf den Füßen

gesehen. Doch ist Gräfin Adele seit ihrer Mutter Tod immer leidend und soll ihrer Gesundheit und der Zerstreuung wegen ein Jahr auf Reisen zubringen; und wenn ich sage Ein Jahr, so mögen es deren auch wohl mehrere werden."

„Und die andere der beiden Fräulein — —?"

„Ei", unterbrach ihn der Alte, „hat Dir Fräulein Rosa auch schon in die Augen gebrannt? Ja, ohne diese wäre Gräfin Adele nicht gegangen; die sind zusammengewachsen wie zwei Kerne in Einer Schale, und der Herr Graf liebt Eine wie die Andre. Ist aber auch ein Mädchen, wie's keines mehr gibt! Schön wie das Bild einer Heiligen, gut wie ein Engel und munter dabei wie das Reh im Wald. Wärmen doch ihre tiefbraunen, schelmischen Augen — nun Du hast ja selbst hineingeschaut — gleich der Maiensonne selbst in meine verwitterte, abgestandene Brust hinein. Fräulein Rosa soll leben!"

Emil griff zwar nach dem Becher und stieß an, aber sein Sinn gedachte ganz etwas andres, und auch der Klang des Bechers lautete wie ein andrer Name. „Marie“, widerhallte es in seinem Herzen, und die vertrockneten Veilchen sammt der dürren Rose auf seiner Brust fingen aufs neue an zu blühen und zu duften.

„Du bist also“, lenkte Emil verlegen das Gespräch ab, „in diesem Lande schon bekannt?“

„Hab diese Gegenden, wie gesagt, mit dem alten Pyrker mehrmal durchzogen. Damals freilich stand seine Sache grüner als jetzt; da flogen ihm die Goldstücke wie unser Einem die Pfennige aus der Hand, und sicherlich möcht' er jetzt gern so manche Dublone wieder einlösen, die er auf dem Putztisch einer hübschen Tänzerin oder in den Schmuckläden von Venedig, Florenz und Rom zurückgelassen. Wagen und Reiter Pharaos, das war ein Leben! Aber jetzt liest der arme Mann im letzten Capitel, und das Ver-

schwinden seines Sohnes, des liederlichen Ulrich, mag ihm vollends den Rest gegeben haben."

Ein Geräusch von einem der beiden schnarchenden Burschen unterbrach hier auf Augenblicke den redseligen Alten; dann fuhr er fort: „Sag' mir nur, lieber Junge, ob die Heirath zwischen Franz und der niedlichen Goldschmiedstochter — wie heißt sie doch gleich? — —"

„Marie, meinst Du?"

„Ja, richtig, Marie! Aber was treibst Du, Landsmann; Du zitterst, daß fast der Wein im Becher überläuft."

„Es ist weiter nichts", antwortete Emil, „als daß Du mir über meine Gewohnheit zugetrunken hast, — und dieser Wein —"

„Ist falsch, willst Du sagen, wie die welschen Herzen. Kann sein; also nur noch einen Trunk, und wenn ich sage Einen —"

„So heißt das noch einige Becher", ergänzte Emil; „ich kenne das schon."

„Nein, beschwichtigte der Alte, wenn Du Dich sträubst, wahrhaftig nichts weiter als einen Trunk noch auf das Wohl der hübschen Marie, die meinem jungen Freunde hier selbst auf siebzig Meilen das Blut nach Wangen und Stirn zu treiben vermag. Wozu Dich Deiner Neigung schämen? War ja auch einmal jung und kenne das; darum angestoßen auf das Wohl Deiner Liebsten. Sie wird klug sein und den häßlichen Franz nicht nehmen."

Emil trank, und in seinem Herzen flöteten Nachtigallen unter Veilchen- und Rosendüften einen süßen, seligen Namen.

„Horch!" fuhr jetzt Konrad empor, „das war die Glocke meiner Herrschaft. Ich muß hinauf; gehab Dich wohl bis auf Wiedersehen."

Weiter.

Kaum hatte Konrad die Stube verlassen, als auch einer der schlafenden Gesellen sich aus

dem Winkel erhob und mit einem scheuen Blick nach Emil hinausging. Er trug die armselige Kleidung eines Straßenarbeiters; ein wilder Bart umkrauste sein sonnenverbranntes Gesicht. Die hereinbrechende Dämmerung ließ die Züge desselben nicht schärfer unterscheiden, und doch streifte bei seinem Anblick durch die Seele Emils eine flüchtige, schattenhafte Erinnerung, die sich jedoch zu keiner deutlicheren Vorstellung sammeln wollte. Es ward allmälig dunkler, die Vesperglocke läutete von der Klosterkirche herüber, die riesigen Alpen reckten ihre vergoldeten Hörner und Zinken als himmlische Wegweiser in den Aether. Emil suchte sein Kämmerchen; seine Hände falteten sich über der geliebten Brieftasche zum Abendgebet; aber sein Herz fand die rechten Worte nicht; denn eben hatte sich neben seinem Stübchen, von einer Laute begleitet, der Gesang einer wunderschönen Frauenstimme erhoben. Jeder Ton dieser silberhellen Kehle trank aus der Seele des jungen, lauschenden Musikers

einen Schmerzenstropfen weg und versetzte seine Phantasie in die Räume einer andern Welt, wo die Herzen in Tönen schlagen, wo die dürstenden Lippen aus dem Wohllaut der Harmonien ihre Stillung saugen, wo neben jeder Art Schmerzes eine heilende Aloe grünt und über jeder Thräne sich eine Rosenlippe öffnet, um sie aufzuküssen. Alle Saiten seines Innern klangen von diesen Tönen nach. Er schloß die Augen, preßte dann seine Geige an die wehmuthselige Brust und flocht begleitend ihre Stimme hinein in den reizenden Frauengesang, der sich in den Worten ergoß:

Wenn ich wollt' wandern, wann müßt' es sein?
Im Maien, im wundergrünen Mai'n,
  Wenn alle Knospen springen;
Wenn Lerch' in Lüften und Luft im Baum,
Die Lieb' im Herzen, das Herz im Traum
  Voll Wanderlieder klingen.
Frisch auf, Geselle, dann ist es Zeit;
Thu' ab den Winter mit seinem Leid
  Und lüfte die Reiseschwingen.

Wenn ich wollt' freien, wann müßt' es sein?
Im Maien, im wunderschönen Mai'n,
Da Erd' und Himmel minnen,
Wo jeder Odem ein Blütenhauch,
Wo träumende Jungfraun am Rosenstrauch
In goldnen Märchen sinnen:
Frisch auf, Geselle, dann ist es Zeit,
Und suchst du Liebe, sie ist nicht weit;
Du ruh'st ihr im Herzen drinnen.

Gesang und Begleitung, es klang Eines lieblicher als das Andre, denn die freien, schwebenden Töne der Violine schlangen sich einem flatternden und doch zusammenhaltenden Bande gleich um den Strauß von Melodien und Accorden der Laute und des Liedes. So mögen wohl zwei Seelen in einander überfließen, die sich suchten und fanden, zwei Herzen, die sich still geliebt und nun in entzückten Worten sich ihr seliges Geheimniß anvertrauen.

Kaum hatte Emil sein Instrument aus der Hand gelegt, als Konrad mit einer freundlichen

Einladung des Grafen in das Stübchen trat. Der wackre Alte that sich auf diese seinem jungen Landsmanne widerfahrene Auszeichnung nicht wenig zu gut und wußte viel von dem Beifall zu erzählen, den sein Spiel, besonders auch bei der Sängerin, Fräulein Rosa, gefunden.

Die Fremde macht den Menschen muthiger und entschlossener, als er es unter verwandten Umständen zu Hause gewesen wäre. Das fühlte heute Emil zum erstenmal an sich selbst, als er, der schüchterne, unerfahrene Jüngling, so unvermuthet in die Mitte einer vornehmen, seltenen Gesellschaft kam. Indeß lag in dem Wesen des Grafen und seiner Familie weder Stolz noch das gnädige Herabsehen auf einen niedrig Gestellten; er mochte Emils kurze Geschichte aus dem Munde Konrads kennen und legte offen und wohlwollend sein Interesse für den kunstfreudigen, strebenden Musiker dar. Nachdem man unter Gesang und Saitenspiel noch eine

angenehme Stunde verbracht hatte, zogen sich die Frauen, „gute Nacht und glückliche Reise wünschend“, zurück, während der Graf sich noch eine Weile mit Emil über dessen Reiseziel und Zukunft unterhielt. Er bedauerte, daß ihre Wege schon des andern Morgens sich schieden, da der Graf zunächst das östliche Italien im Auge hatte, indeß Emil den Ufern des Arno zuwanderte. Gleichwohl hoffte er den jungen Mann seiner Zeit wieder zu finden und entließ ihn mit allen Zeichen freundlicher Theilnahme. Auf seinem Stübchen angekommen, erhielt Emil noch den Besuch Konrads, der ihm ein reiches Geschenk aus den Händen seines Herrn überbrachte, als Erkenntlichkeit für den gewährten musikalischen Genuß, wie der Alte sich ausdrückte. So groß seine Ueberraschung und Freude, denn seine Baarschaft ging bereits stark auf die Neige, so bitter war auch der Abschied von seinem guten alten Freunde. Als müsse er zum zweitenmal von der Mutter und der Heimat scheiden,

so weh geschah es dem jungen Manne, als ihm Konrad noch einmal die Hand drückte und dann mit einem gebrochenen Worte, das wie „Behüt' Dich Gott!“ klang, sich von ihm wandte. Emil suchte stundenlang vergebens Schlaf und Ruhe. Es war eine besondere, bedeutsame Erscheinung in sein Leben getreten, ohne daß er sich selbst über den Grund und die Tiefe ihrer Wirkung Rechenschaft zu geben wußte. Als ihn nach dem buntesten Spiele seiner Gedanken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft endlich doch der Schlummer in die Arme nahm, setzten die Träume ihr gaukelndes Wesen fort und weckten ihn nach kurzer Erquickung. Kaum graute der Morgen. Emil hatte halb und halb versprochen, seinen alten Freund vor dem Weggange nochmals zu begrüßen; er hätte ihn wecken müssen und unterließ es lieber. Es lag eine wehmüthige, fast traurige Stimmung in seinem Herzen, die er sich nicht deuten konnte. Doch vermochte er sich einen Blick nach dem Fenster

nicht zu versagen, dahinter die holden Frauen schliefen und sie auch, das edle, schöne Fräulein, das ihm gestern so licht und sonnig und fast als ein Bild aus einer andern, höhern Welt erschienen war. Warum seine Gedanken jetzt gerade an ihrer Erscheinung hafteten? Warum aus allen Erinnerungen des gestrigen Tages zuletzt immer wieder ihr Gruß und Blick wie wärmende Sonnenstrahlen in seinem Herzen aufleuchteten? Und als er nun sein Auge wandte, um noch einmal nach der Stätte zurückzuschauen, worin er so seltene, treffliche Menschen zurückgelassen, — war es nicht wieder die wundersame Unbekannte, nach welcher die stumme Frage ging: ob sie wohl heute noch seiner gedenken würde? Und siehe, im Schimmer der Morgenröthe, blühender noch als das Wölkchen, das die nahe Ankunft der lichten Himmelskönigin verkündigte, neigte sich ein reichbelocktes Köpfchen, die aufglühenden Spitzen der Alpen beschauend, aus dem Fenster. Und sie war's!

Ihr dunkles, dürstendes Auge schien die letzten Schatten der Nacht aufzutrinken, um in seiner Tiefe dem erbleichenden Morgensterne bis zum andern Abend Herberge zu geben. In lieblichster Verwirrung stand sie da, als die hinstreichenden Lüfte ihr das wogige Lockengehänge von Hals und Schulter wehten, um unter dem leichten Morgengewande ein Beet voll Lilien und Rosen zu verrathen, während der zaudernde Gesell ihr mit bewegter Stimme und grüßender Hand die Worte zurief: „Lebt wohl, schöne Herrin, und bei den Liedern, die ihr gestern gesungen, wenn ihr sie wieder singt, gedenket mein!“

Sie neigte wie bejahend das Haupt, kreuzte eilig die Händchen über der gefährdeten Blütendecke und öffnete die Lippen zu einigen Worten; aber die im Laub der Bäume säuselnde Luft ließ nur den unbestimmbaren Klang einer schmelzenden Stimme zu den Ohren des Wanderers gelangen, der jetzt mit doppelter Hast und gleich-

sam erschrocken über seine eigne Kühnheit seiner Straße zog.

Der Tag verstrich ihm ohne sonderliches Abenteuer. Die neuen, fremden Bilder und Gestalten, die mit jedem Schritte wechselnd sich um ihn drängten, verwischten allgemach die Eindrücke von gestern, und er hätte in der Herberge des nächsten Abends schwerlich wieder mit so viel Innigkeit an die gräfliche Familie gedacht, wenn nicht Einer der angekommenen Gäste von einem Raubanfall erzählt hätte, der dieses Tages auf offener Straße an vornehmen Reisenden verübt worden wäre. Ort, Zeit und Umstände, die er erlauschen konnte, trafen so auffallend zu, daß ihm leider weder über die Beraubten, noch über die Thäter ein Zweifel möglich schien. Es konnten dies fast nur sein Wohlthäter, der Graf und jene Bursche sein, die er in der Schenke getroffen hatte und deren Einer ihn unwillkürlich an Ulrich Pyrker erinnerte. Vergebens strengte er seine Ohren an, um zu vernehmen,

ob auch das Leben der Reisenden gefährdet gewesen sei; er hatte das fremde Idiom noch zu wenig inne, um der hingeworfenen Erzählung überall folgen zu können, und hielt es in seiner Lage nicht für angemessen, der mehr als zweideutigen Gesellschaft durch Fragen aufzufallen.

Emil verbrachte eine unruhige Nacht und wanderte den nächsten Tag mit sehr herabgespannter Stimmung seinem Ziele zu.

Aus der Oper.

Wir finden unsern jungen Freund nach mehr als Jahresfrist im Teatro alla Pergola der schönen Stadt Florenz wieder. Die Oper nahte ihrem Ende. Das feurige Finale brauste bereits durch die weiten, gedrängt vollen Räume des Hauses; kaum aber ließ der wiederholt losbrechende Beifall der Menge das blühend frische Tongemälde zum vollen Genusse kommen. „Bravo!

Bravissimo! Da Capo!“ schallte es hier und dort. Der Maestro di Capella stand in stetem Verneigen gegen das beifall-stürmende Publikum. Seit Jahren hatte keine der Opern, die seinen Namen als Componisten trugen, solchen Jubel erregt. Eine üppige, fast übermüthig sprudelnde Phantasie, wie man sie in den früheren Schöpfungen des Meisters nicht zu finden vermochte, blitzte durch die Melodien des Kunstgebildes, dessen schwingende Tonmassen gleich einem Strom belebter, seliger Gefühle dahinbrauste. Und trotz des lautstürmenden Beifalls, der dem neuen Werke des Capellmeisters galt, zog etwas Unholdes, Unheimliches, wie ein böser, dräuender Geist über das Antlitz des Mannes. Dunkle Glut übergoß bei jeder rauschend begrüßten Stelle seine sonst fahlen Wangen, und zündende Blitze fuhren aus seinen kleinen, funkelnden Augen über das Orchester hin, an dessen Spitze er stand. Nicht selten glitt einer dieser giftigen, stechenden Blicke an einem Jüngling vorüber,

der hoch gewachsen, blond gelockt, mit einem Anstrich fremden Wesens dem Capellmeister zur Rechten das erste Pult einnahm und das Chor der Violinisten anführte. Sein zierlich gepflegter Bart verbarg je zuweilen ein harmloses, leises Lächeln, sein sinnend blaues Auge erhob sich nur selten von den Noten; wenn aber durch den Jubel der Menge geweckt — trug es über sein Notenpult hinüber einen Blick voll Ausdruck und Gedankentiefe durch die Hallen und haftete zuletzt an der Loge gegenüber, worin er — der weiten Entfernung und der täuschenden Beleuchtung wegen — vergeblich einige Frauengestalten zu erkennen sich bemühte.

„Eitler Traum! Sie sind es nicht!“ beschwichtigte er seine erregte Phantasie und that den letzten Bogenstrich. Und doch schien, trotz der Versicherung, die er sich selbst gegeben, seine ungestüm pochende Brust nicht völlig beruhigt. Er eilte, sich fast gewaltsam Bahn brechend, nach dem Portal, durch welches die wogende Menge

abströmte, um sich hier wo möglich Aug' zu Auge von seiner Selbsttäuschung überzeugen zu können. Da berührt im dichtesten Gedränge eine feine Hand seine Schulter und eine weiche Stimme bittet: „Ah, Signore, leiht mir Euern Arm bis zu meinem Wagen; dies ungestüme Volk droht mich zu erdrücken.“ Die Flammen des Candelabers, vereint mit den Strahlen des einfallenden Mondes, beleuchteten das Antlitz einer Dame, die, obwohl in der letzten Phase der Blütenjahre stehend, gleichwohl durch ihre ganze Erscheinung verrieth, wie sicher sie sich noch immer unter die gepriesenen Schönheiten des herrlichen Florenz zähle. Und in der That, wenn die Frau Marchesa von Campiano zwar längst ihre Siege nicht mehr in jenen unwiderstehlichen Blicken feiern durfte, in welchen die sinnige Jungfrau unbewußt den Duft von Nelken, Veilchen oder Reseda um sich streut, und obgleich sie eben so wenig mehr durch den geheimnißvollen Zauber

fesselte, womit Schönheit und Unschuld die Herzen erobern, so standen doch auf ihrer Seite alle jene Waffen, welche Erfahrung und ein kluger Haushalt bei dem wirklichen Besitze noch so vieler anspruchsvoller Reize einer Dame von Welt verleihen. Ihr Auge strahlte noch so feurig, ihre Gestalt, obschon durch einen leichten Anflug von Fülle vielleicht in etwas behindert, bewegte sich so anmuthig, und ihr Fuß glitt so schwebend und sicher über die marmornen Stufen, daß Emil — denn er war der Beglückte — sich selbst gestehen mußte, er führe eine der reizendsten Frauen am Arme. Aber nur mit der Schüchternheit eines Mädchens schritt er neben ihr hin, und sie mußte fast das ängstliche Pochen seines Herzens fühlen, wenn sie, dem Gedränge der durcheinander wallenden Menge auszuweichen, sich näher an ihn schmiegte. Als bemerke sie seine Befangenheit nicht, tändelte sie in munterer Rede bis an ihren Wagen, wo sie lächelnd flüsterte: „Ihr habt weit zu Eurer Wohnung

und mein Weg führt dort vorüber; wollt Ihr mir bis dahin Eure Unterhaltung gönnen?" — Emil stammelte verwirrt etwas, das wie eine Entschuldigung lauten sollte, im Getöse der Umgebung aber völlig verloren ging. Die Marchesa hatte ihn schwerlich verstanden, sie hielt seine Hand noch in der ihrigen und zog ihn sanft zu sich nach.

„Wagen und Reiter Pharao's!" — Dieser derbe Fluch erscholl so eben in kräftiger, deutscher Stimme vor Emils Ohr. Der Jüngling erschrak wie vom Blitze getroffen; er beugte sich rasch gegen das Fenster; ein Wagen rollte vorüber; eine leicht verhüllte Frauengestalt lehnte aus demselben. Emil glaubte noch im flüchtigen Anstreifen einen jener beseligenden Blicke aufgefangen zu haben, die ihn einst — —

„Eine himmlische Nacht!" unterbrach die Marchesa den fieberischen Traum ihres stummen Nachbars. „Ihr entschuldigt, wenn ich nach der

Hitze der heutigen Vorstellung frische Luft und Kühlung schöpfe.“ Dabei nahm sie den Flor von ihrem Nacken und eröffnete den einfallenden Mondstrahlen ein reizendes, schimmerndes Gefilde. „Wie habt Ihr heute wieder das schöne Violinsolo zur Arie der Prima Donna bezaubernd gespielt, Signore!“ fuhr sie in anmuthiger Weise fort. „Gewiß, Maestro Campioni hat bald Ursache, auf Euren Bogen eben so eifersüchtig zu werden, als er es schon über Eure Feder zu sein scheint.“

„Ueber meine Feder?“ fragte Emil verwirrt und befremdet. — „Ich sollt' Euch zürnen“, fuhr die Dame lächelnd fort, „daß Ihr auch mich zu mystificiren sucht, wie Ihr das Publikum irre führt. Ich müßte die talentloseste Eurer Musikschülerin sein, wenn ich Eure eigenthümlichen, seelenvollen Tonweisen nicht von den magern Melodien unsres Maestro di Capella zu unterscheiden vermöchte. Mein Gott, diese Anmuth, dieser Schwung, dies frische wonnige Leben

athmet nur in Eurer Musik. Ganz der Styl Eurer Canzonen, die ich singe. Darum leugnet wenigstens mir gegenüber nicht, daß die heutige Oper eigentlich Euer Werk ist, obgleich sie den Namen Campioni's an der Stirn trägt."

„Ich gestehe, Frau Marchesa", stammelte überrascht und in aufrichtiger Bewunderung eines so feinen Gefühls, verbunden mit so zarter Aufmerksamkeit, der junge Musiker, „ich gestehe, daß einige Sätze von mir angelegt und von Signore Campioni mit entsprechenden Aenderungen benutzt worden sind; aber —"

„Nun wohl; sagt' ich's nicht, Ihr könntet mich nicht täuschen? So hatt' ich also vollkommen recht, wenn ich Euch im Stillen jedes Bravo widmete, das dem eitlen Maestro erscholl. Aber welch übergroße Bescheidenheit von Euch! Warum verhüllt Ihr Euer Talent in dies geheimnißvolle Dunkel? Doch umsonst! Ich werde diesen Schleier lüften, werde meine Zirkel, ja den Hof von Eurer Kunst und Eurer Zurück-

setzung unterrichten und mich glücklich schätzen, wenn ich mich in dem Glanze sonnen darf, der bald den Namen meines jungen Freundes umgeben wird."

„Um Gott!" fiel Emil ängstlich ein, „Eure Güte vernichtet mich. Excellenza übersehen, was Alles ich dem Signore Campioni schuldig bin. Hat er nicht seit fast zwei Jahren mich, den armen Fremdling, als Schüler auf- und angenommen? Danke ich nicht großentheils seiner Unterweisung den Besitz dessen, was mir in Euern Augen einen nur zu nachsichtsvollen Beifall erwarb? Und ist es nicht seine besondere Gunst, die mir eine so glückliche Stellung in der herzoglichen Capelle verschaffte?"

„Still, still!" unterbrach ihn die Dame. — „Ihr macht mich keineswegs vergessen, daß Euch Signore Campioni unter Hintansetzung Eurer Talente lange Zeit nur als Notenschreiber mißbrauchte."

„Bis er mich in dieser Eigenschaft Euch, meiner

gnädigen Gönnerin, empfahl", fiel Emil mit begeistertem Dank ein, „Euch, deren gütige Hand mich mit einemmal aller Noth entriß und mich der Kunst und meinen Hoffnungen zurückgab. Wie könnte mein Herz je vergessen, daß ich eigentlich nur Eurem Schutze die Wendung meines Geschickes, ja das ganze Glück verdanke, dessen ich mich nun in so reichem Maße erfreue."

„Schon wieder dieser Strom von Dankesergüssen!" erwiderte die Marchesa mit stiller Befriedigung. „Genug davon, und sagt mir dafür, welcher Schönen Eure Blicke galten, die so häufig und forschend nach den Logen gegenüber gingen?"

„Gewiß, edle Frau, sie suchten Euch!"

„Behüte; sie eilten gar oft an mir vorüber nach einer Loge, deren schöne Besitzerinnen jedoch meiner Neugier unerkennbar blieben."

„Wenn meine Augen inmitten des schimmern-

den Kreises ein andres Gestirn suchen wollten, als dasjenige, welches mir in Eurer Huld, gnädige Frau Marchesa, aufgegangen ist und das nun mein armes Dasein mit Licht und Wärme überstrahlt, so waren sie thöricht genug. Aber laßt mich nun meinen Frevel durch das Geständniß büßen, daß ich in jener Loge zwei Damen zu sehen glaubte, mit denen mich der Zufall, seltsam genug, auf meiner Reise nach Italien zusammengeführt hat."

Die Marchesa erhob ihren Finger zu scherzhafter Drohung. „Ein andermal mehr über dies seltsame Zusammentreffen; jetzt halten wir, glaub' ich, vor Eurer Wohnung. Gute Nacht für heute, Signore! Und kommt Ihr morgen zu Eurer Schülerin?" fügte sie süßen Tones und unter anmuthigem Winken der Hand bei.

Emil ergriff diese zarte ätherische Hand und bedeckte sie mit Küssen. Die Dame wehrte ihm nicht. „Der glücklichste, dankbarste der Sterblichen wird morgen zu Euren Füßen eilen", hauchte

er mit glühenden Lippen und taumelte in trunkner Verwirrung nach seinem Zimmer.

„Der arme, schöne Knabe!“ flüsterte die Marchesa leis in die laue Mondnacht. „Wie ängstlich er um die Kerze flattert, die seine Flügel bedroht! Dankbarkeit nennt er das Gefühl, das ihn an mich fesselt? Ich hoffe, der blöde Fremdling hat sich im Worte geirrt. Er liebt mich. Wenn ich mich aber täuschen sollte, dann wehe ihm und mir! Denn“ — fügte sie noch leiser hinzu — „die Glut meines Herzens ist nur in seinem Besitz oder in seinem Untergang zu stillen.“

Ihr Wagen rollte nach einer prächtigen Villa, woselbst das reizende Weib unter den Lauben und Bildsäulen verschwand, welche den Eingang zu diesem kleinen Paradiese verdeckten.

Traumseligkeit.

Emil war indessen in seinem Stübchen angelangt, das mit einladender Ruhe den Bewohner empfing. Eine Reihe von Bildern flog wechselvoll durch seine Seele. Noch lag ihm die Zeit nicht sehr fern, da er einsam, hülflos, nur von dem armseligen Ertrag des Notenschreibens lebend, diese vier engen Wände behaust hatte. Ein zerbrechlicher Stuhl, ein zusammengeflickter Tisch und ein dürftiges Bett bildeten damals den gesammten Inhalt des Stübchens; ein Meer von Düften aus den unter seinem Fenster prangenden Gärten und die Klagen der Nachtigallen waren damals die einzige Würze seines kümmerlichen Daseins. Denn auch seine Kunst schlief; nur selten stahl sich ein Ton aus seiner trauernden Brust in die Saiten seiner Geige; er sah sich um seine schönsten Träume betrogen. Wie ganz anders gestaltete sich aber seine Lage, nachdem er als Noten-

schreiber an die Marchesa von Campiono empfohlen — sich unerwartet durch die Fürsorge dieser einflußreichen Dame beglückt, von ihren Wohlthaten überhäuft und endlich sich zur Leitung ihrer musikalischen Unterhaltungen auf der Laute oder dem Claviere berufen sah. Bald erfuhr er auch von dem Capellmeister Beachtung und Auszeichnung. Er hatte sich dessen sorgsamen Unterrichts und in kurzer Zeit einer Stelle in der herzoglichen Capelle zu erfreuen, die ihn allein schon, und auch ohne das reiche Honorar seiner Beschützerin, vor der Noth gesichert haben würde. Mit erneuter Lust und Kraft strebte er nun in der Kunst der Töne vorwärts, aus ihren fügsamen Elementen ein Gebilde ums andere und zuletzt das lebensvolle Werk schaffend, das Signore Campioni würdig fand, um mit einzelnen Umschreibungen und Zusätzen unter seinem eignen Namen das kunstgewohnte Florenz zu entzücken.

Von tausend Gefühlen durchstürmt, maß

Emil hastigen Schrittes den engen Raum des Gemaches, oder neigte sich aus dem Fenster, um seine glühende Brust in der Kühle der Nacht zu baden. Wieder regten sich draußen liebselige Frühlingslüfte. Die Wölkchen zogen hoch im Aether in lustigen Gestalten an dem Monde vorüber, der fernen, deutschen Heimat zu. Emil, der sonst so gern und sehnend den stillen, ruhelosen Wanderern nachgeträumt hatte, ließ sie heute unbemerkt ihres Weges ziehen. Seine Seele hatte ahnungstrunken vor wenig Augenblicken zum erstenmal aus jenem berauschenden Born genippt, den wir Ruhm nennen, der die jugendliche Brust zu unendlichem Thatendrange begeistert, aber auch sie in den Strudel einer bodenlosen Tiefe hinabzuziehen vermag. Er fühlte sich zum erstenmal im Bewußtsein rüstiger, lebensmuthiger Kraft und faßte jetzt den Entschluß, sich nun bald auf eignen Schwingen auf den schlüpfrigen Boden des öffentlichen Urtheils zu wagen. Ein concertirender Vortrag auf

seinem Lieblingsinstrumente, der Violine, wozu ihm der Capellmeister bereits seine Mitwirkung versprochen hatte, sollte ihm demnächst die ruhmbestreute Bahn öffnen. Schon träumte er sich auf seiner Geige als Sieger über die Herzen seiner Zuhörer. Er schaute im Geiste um sich die jubelnde Menge, er durchmaß mit fliegenden Blicken die dichtgefüllten Räume. Die reizende Marchesa nickte ihm von ihrer Loge herab Beifall zu, und vielleicht dort wieder in der Tiefe des Theaters leuchtete, einer süßen Thräne voll, das strahlende Augenpaar, das ihn kürzlich mit seiner geheimnißreichen Macht berührt hatte. Rosa, die schöne Herrin, und Gräfin Adele mußten es gewesen sein, die er heute so unerwartet wiedergefunden und eben so schnell wieder verloren hatte. Ein unnennbar süßer Schauer, wie er zuweilen, als grüße uns eine unsichtbare Hand, an uns vorüberstreift, durchrieselte den Jüngling. Er begab sich zur Ruhe, vielleicht zum erstenmal seitdem er in der Fremde weilte,

ohne der Freundin seiner Jugend eine gute Nacht zugerufen, ohne die Mutter im frommen Gebete dem Schutze des Himmels empfohlen zu haben. Wirre, phantastische Bilder flatterten durch seine Seele, und wie die See nur erst spät nach dem Sturme sich zum ruhigen Spiegel ebnet, so wiegten auch die Schwingungen seines Gemüthes sich erst allmälich in den Schlummer. Das Sträußchen aus Mariens Hand lag wohl vergessen in der Ecke seines Schreibpultes, die längst verrauchten Düfte desselben drangen auch nicht in Emils Träume; geschäftiger webten und walteten in seiner Phantasie die näher liegenden Erinnerungen an seine hohe Beschützerin und umgaukelten ihn mit ihrem reizenden Bilde. Erwachte er dann, so verfolgten ihn die Gedanken an den Grafen, an die schöne Unbekannte und an Konrad, dessen Stimme er vor wenigen Stunden deutlich erkannt zu haben meinte. Emil bewegte sich in einem Labyrinthe von Ahnungen, Entwürfen und Hoffnungen, und als er sich am

andern Morgen vom Lager erhob, geschah es nur, um die nächtlichen Träume der Nacht mit eben so wunderlichen Spiegelungen der Phantasie aus Vergangenheit und Zukunft zu vertauschen.

Ueberraschung.

Der Taumel eines italienischen Carnevals brauste durch den unabsehbaren Corso von Florenz. Die lange, festgeschmückte Straße glich einem ungeheuern Saal, in dessen Räumen jeder Unterschied des Standes, des Alters und des Geschlechts aufgehoben und jede Thorheit privilegirt war. Hunderte, ja Tausende von Masken der verschiedensten Gestaltungen wogten, einander neckend, verfolgend und fliehend, zwischen dem endlosen Zuge der Wagen und dem Gewühle der Menschen hin, von denen jeder Einzelne bald die Rolle eines Zuschauers, bald wider Willen diejenige einer mitwirkenden Person zu spielen hatte. Emil folgte ohne Wahl der allgemeinen Strömung. Sein Auge weilte weniger

bei dem seltsamen Schauspiel, das sich hier vor ihm entfaltete, es suchte vielmehr an Fenstern, Balkonen und in der Reihe der glänzenden Carossen nach irgend einer Spur von der Anwesenheit der gräflichen Familie. Er ging ohne Maske, um desto besser Aug' und Ohr für seine Beobachtungen frei zu haben. Mühsam drängte er sich dabei durch die Menge, er musterte jede fremde Erscheinung, — umsonst; nirgends traf er in dem Gewimmel dieser seltsamen, fremden Welt ein ihm befreundetes Wesen. Ein trübseliges Gefühl von Einsamkeit, inmitten der närrisch bewegten Menschenmenge, ein leises Heimweh beschlich ihn; des verwirrenden Schauspiels endlich überdrüssig, wollte er sich eben einen Weg ins Freie bahnen, als ihn aus einem der sich drängenden und schiebenden Wagen eine Salve Confetti traf, die auf einem italienischen Carneval bekanntlich in erster Rolle mitspielen. Emil entdeckte bald die muthwillige Hand, die ihn mit dieser Ladung begrüßt hatte. Die

Marchesa winkte ihn zu sich. Bald stand der schöne Fremdling an ihrer Seite am Wagen, glücklich, unter dem Gewirre toller Lustbarkeit nun doch ein Wesen gefunden zu haben, das er kannte und das ihn selbst theilnehmend beachtete. Seine Stimmung erheiterte sich, seine Gefühle fanden einen Weg, hinauszuströmen, und manches behutsame Wort glitt, vielleicht wärmer als er selbst meinte, über seine Lippen, und ein tiefer, sich immer mehr verlierender Blick tauchte so eben in das feuchtschimmernde, zauberhaft bethörende Auge des reizenden Weibes: — da trifft plötzlich ein weicher, aber schmerzlich bewegter Zuruf sein Ohr; es ist nur Ein Wort, das neben ihm eine zarte, heimisch süße Stimme spricht, aber dies Eine Wort schlägt mit betäubender Gewalt in seine Seele und lähmt seine Zunge im Augenblick des beredtesten Ergusses: er hört an seiner Seite deutlich den Namen „Maria!" rufen, eine leise Hand berührt dabei seine Schulter, zwei leichthin schwebende weib-

liche Masken schlüpfen, als er sich umwendet, mit flinker Eile in das Gedränge.

Emil stand sprachlos, wie vom Donner gerührt. Alle Dämonen des Zweifels, der Unruhe und des erwachten Gewissens zogen ihn den räthselhaften, fliehenden Masken nach, die grausamste Nothwendigkeit hielt ihn am Wagen der Marchesa zurück, deren scharfem Blick weder die sonderbare Bewegung, noch der tiefe, erschütternde Eindruck entgangen war, den diese Erscheinung auf den Jüngling gemacht hatte. „Ah, Signore“, bemerkte die reizbare Italienerin mit glühenden Wangen und stechendem Blick, „Ihr seid von den Augen einer eifersüchtigen Schönen beobachtet und auf einer Untreue befunden, eilt dem blauen Domino nach, um Euch mit ihm auszusöhnen.“

Sie wandte sich bei diesen Worten nach dem jenseitigen Fenster ihres Wagens und überließ den jungen Musiker dem trüben Nachsinnen über ein Räthsel, das nimmer aus seinem Gedächt-

nisse weichen wollte. Noch fand er keine Lösung; aber die unscheinbare Reliquie aus Mariens Hand wurde gleich nach seiner Rückkehr in sein stilles Stübchen aus dem Winkel des Schreibtisches hervorgesucht und behielt fortan ihre alte Stelle über seinem Herzen.

Entschluß.

Schon mehrere Tage nacheinander war Emil von der Dienerschaft der Frau Marchesa unter dem Bedeuten abgewiesen worden, daß Excellenza unwohl sei. Er ahnte den wahren Grund dieser Demüthigung, aber er wußte nicht, wie er den Unwillen der gereizten Dame umstimmen sollte. Die aufrichtige Darlegung des muthmaßlichen Zusammenhanges jener befremdlichen Scene schien ihm eben so gewagt als schwer zu glauben, zur Erfindung irgend eines Märchens aber war sein Gemüth zu ehrlich. Unschlüssig also und rathlos, jedoch wohl erkennend, daß er seine hohe Beschützerin um jeden möglichen Preis sich versöhnen

müsse, versuchte er eine nochmalige Aufwartung. Das Befinden der gnädigen Dame hatte sich gebessert, sie wollte ihren jungen Musikmeister empfangen. Pochenden Herzens trat Emil in das Gemach. Orientalischer Luxus herrschte in dem heimlich verschwiegenen Raum. Die von grünseidenen Vorhängen verhüllten Fenster standen nur so weit geöffnet, um aus dem blühenden Garten einen Strom gewürziger Düfte und den Gesang der Vögel aus übergitterten Lauben und vom azurnen Aether herab ein zauberisches Halblicht nach der Ottomane dringen zu lassen, auf der, in leichter Verhüllung lässig hingegossen, das schöne Weib ruhte.

Emil zitterte. Dunkle, nie gefühlte Glut durchflog seine Adern, seine Nerven zuckten in geheimnißvollen Bebungen; er stand, wie von Feenmacht gebannt, keines Wortes fähig. Die Marchesa eröffnete das Gespräch mit süßer, verführerischer Stimme, doch mit gleichgültigen, unverfänglichen Fragen; ja der Vorfall, der erst

jüngst ihre Mißstimmung so lebhaft erregt hatte, schien ihrem Gedächtnisse ganz entschwunden. Sie hieß ihren Schützling wohlwollend willkommen, sie lud ihn an ihre Seite nieder und erbat sich eines seiner Lieder. Emil griff in die Laute, präludirte in traumhaft verwebten Accorden wie unter Erinnerungen vergangener Jahre und sang dann:

Und mußt Du von mir lassen,
Du meine schönste Zier,
Und mußt Du von mir lassen,
Ich lasse nicht von Dir.

Dich lieben und Dich meiden,
Das ist die größte Noth,
Und muß ich von Dir scheiden,
So scheid' ich in den Tod.

Und scheid' ich wie mit Schmerzen
Sich scheiden Seel' und Leib;
Richt' auf in Deinem Herzen
Mein Grab, Du holdes Weib!

Seine ganze Seele wiegte sich auf diesen Tönen, sein Auge schwamm in den Erinnerungen seiner frommen Jugendliebe, und doch, von dem feuchtglühenden Blick des schönen Weibes angezogen, schwankten seine Träume ruhelos von dort zurück, aus einer abgeblühten Vergangenheit in die lockende, duftige Gegenwart. Er hatte geendet.

„Ihr habt Euren Tönen ein süßes Geheimniß anvertraut", sprach die Marchesa mit zauberhaftem Lächeln, und reichte dem Sänger die durchsichtig weiße Hand; „erschreckt es Euch nicht, daß sie mir nun Eure Liebe verrathen haben? — Und welchem Herzen galt oder gilt dies schmerzliche Lied?" — Sie sah ihm dabei so tief ins Auge, als müßte sie den innersten Grund seiner Seele ausschöpfen, sie sog seine Blicke wie durstig auf, sie fühlte die Glut seiner Wangen und Lippen, das Zittern seiner Finger an ihrem Arme. Ein leiser Druck ihrer Hand erwiderte die Kühnheit, mit welcher der blöde,

verrathene Jüngling sein brennendes Antlitz in die üppige Fülle dieses alabasternen Armes schmiegte. Alle Fibern seines Leibes und seiner Seele bebten. Nun entglitt ihre Hand leise der seinigen, sie ruhte an seinem Herzen. Mit der Linken hielt sie wie in achtloser Selbstvergessenheit seine Rechte fest. Emil fühlte sich an einem schwindelnden Abgrund; die Sinne drohten ihm zu vergehen.

„Und nun Euer Geheimniß?“ flüsterte sie mit süßer Sirenenstimme. „Verdiene ich Euer Vertrauen so wenig?“ — Ihre Hand lag noch immer an seiner Brust, da wo er seinen Talisman, die theure Brieftasche, verborgen hatte. Die Furcht, dies sein heiliges Kleinod zu verlieren, brachte ihn wieder zu sich selbst; einen leisen, fast unhörbar leisen Namen hauchend, fuhr er an die gefährdete Stelle, und das unscheinbare Andenken an Heimat und Jugend wie einen Rettungsanker zwischen drohenden Klippen erfassend, drückte er es bewegt und feuchten Auges

an sein Herz. „Erlaubt mir einen kleinen Tausch, mein junger Freund", sprach die Marchesa in diesem Augenblick. „Schon einmal verspracht Ihr mir ein Andenken von Euch und Eurer liederreichen Heimat. Laßt es mich in der Brieftasche auswählen, die Ihr immer bei Euch tragt und nehmt dafür die meinige, an welcher sich überdies die Hand Eurer Schülerin in einigen Stickereien versucht hat. Möge ihr Inhalt Euch einigermaßen für die Hingabe der Erinnerungen entschädigen, die sich für Euch daran zu knüpfen scheinen." Dabei reichte sie ihm von ihrem Prunktische ein prächtiges Portefeuille.

Der Kampf in Emils Seele war noch nicht ausgekämpft; seine Brust wogte stärker und stärker. Er dachte nicht mehr an die Armseligkeit des Gegenstandes, den er hingeben sollte, auch nicht an die verdorrten Blätter und Stiele, die er enthielt. Hätte er denn auch mit ihrem Verlust eine seiner Erinnerungen aufgegeben? Und was konnten sie verrathen, als eine erste,

jugendliche Neigung, deren Preisgebung ihm — das fühlte er deutlich — von der Marchesa leicht verziehen, ja wohl verschwenderisch belohnt worden wäre! — Nein, auf den Wogen seiner Gefühle rang der Kahn, der seine ganze traumselige Vergangenheit, den Segen seines Vaters, seine reine, heilige Frühlingsliebe trug, kämpfend gegen die Ufer eines Eilandes, von dessen üppigen, umfeiten Gestaden keine Rückkehr möglich war. An diesem unscheinbaren, armseligen Geräthe hing sein besseres Selbst; mit seiner Hingabe setzte er den Glauben an sein inneres, unentweihtes Heiligthum gegen den lockenden, doch berauschenden Inhalt eines übergoldeten Bechers. In der einen Hand das kostbare Geschenk des schönen, ihn mit feenhafter Macht umstrickenden Weibes, in der andern das theure väterliche Andenken haltend — stand er unentschlossen, bebend, als unversehens aus der aufgegangenen Brieftasche die armen halbzerstäubten Blumenreste auf den Boden niederrauschten. Die von

seinen Lippen und seinen Thränen geweihten Heiligthümer zu den Füßen einer so gefährlichen Nebenbuhlerin! Es floß ihm heiß wie der Gedanke an eine schwere Sünde durch die Adern. „Ich kann nicht, ich kann meine Liebe und meine Lieben nie und nimmer an Euch verrathen!" rief er entschlossen, raffte hastig die zerstreuten Blätter auf, warf das verlockende Geschenk von sich und eilte aus dem Gemach. Schallendes Hohngelächter folgte ihm. Er hatte in diesem Augenblick den ganzen, glänzenden Himmel seiner Hoffnungen und Entwürfe dahingegeben, und nichts gerettet als das unentweihte Heiligthum seines Herzens — seine erste Liebe und den Frieden eines unverletzten Selbstgefühls.

Eine Stunde später erhielt der Capellmeister folgende Zeilen:

„Signore!

Euer seitheriger Schüler, jener undankbare Deutsche, den Ihr aus der Tiefe des Elendes in Eure Nähe gezogen, hat

sich Eures, so wie meines weitern Schutzes unwerth gemacht. Um Euch dessen zu überzeugen, bedarf es nur der Bemerkung, daß der übermüthige Prahler sich nicht scheut, jene Bewunderung, die allenthalben Eurem neuesten, ruhmbekränzten Werke folgt, für sich in Anspruch zu nehmen. Ihr werdet die Maßregeln zu treffen wissen, um diesen undankbaren Bettler, der von nun an außer meiner Fürsorge steht, zu demüthigen und ihn Euch für die Zukunft unschädlich zu machen.

Marchesa de Campiano."

Dies Schreiben traf den Capellmeister inmitten der Vorbereitungen zu einem Concerte, das er in Gemeinschaft mit dem jungen deutschen Kunstjünger, seinem Schüler, zu geben versprochen hatte und dessen Veranstaltung von der Marchesa und ihrem Anhange nachdrücklich betrieben worden war. „Verdammt!" rief er in giftiger Wuth aus. „Warum kommt mir das erst heute, da

der Hof von meiner Zusage bereits unterrichtet und ein Zurücktreten nicht möglich ist! Immerhin! Der Bursche soll seinem Verderben nicht entgehen und eben dies Concert soll zu seinem Fall gereichen."

Es war der Vorabend jenes Tages, an welchem das verhängnißvolle Concert stattfinden sollte, und Emil so eben in größter Erregung von seinem Besuche bei der Marchesa heimgekehrt, als seine alte Beschließerin, die einzige Person vielleicht, die es hier redlich mit ihm meinte, mit einem versiegelten Kästchen unter seiner Adresse eintrat, meldend, das habe ihr ein bejahrter Mann, der sich insgeheim nach allen Verhältnissen des jungen Herrn erkundigt, zur Abgabe behändigt. Emil eröffnete erwartungsvoll und fand ein herrliches Geschenk, eine Violine, die alle Kennzeichen eines Meisterwerkes von Amati dem Aeltern an sich trug. Ein beiliegendes Blättchen enthielt bloß die Worte: „Dem Talente zur Ermuthigung." — Emil jauchzte

hoch auf; die ganze weite Erde hätte ihm kaum ein höheres Glück bieten können. — Und der edle Spender dieser seltenen Gabe? — Konnte sein Herz darüber noch in Zweifel sein, wenn auch alle bisherigen Nachfragen über den Aufenthalt des Grafen vergeblich gewesen waren? — Frischer Muth belebte seine Brust; wußte er sich nun doch inmitten der fremden Welt einer Seele nahe, die für seine Bestrebungen und Hoffnungen noch Mitgefühl hatte, ja die vielleicht den kommenden, über seine künstlerische Laufbahn entscheidenden Tag nicht ohne Wünsche für sein Glück begrüßte.

Wettstreit.

Der Vorhang im Theater alla Pergola rollte auf. Aus der einen Seite der Coulissen trat der deutsche Jüngling, kühnen, kräftigen Wuchses, eine leichte Blässe im freien, edelgeformten Antlitz, und mit treublauen Augen die glanzvollen Reihen des Auditoriums überblickend.

Alle Räume des weiten Hauses waren gefüllt; denn auch der herzogliche Hof hatte sich eingefunden, um an dem seltenen Wettstreite eines fremden und eines einheimischen Künstlers Theil zu nehmen. Eben erschien dieser letztere auf der entgegengesetzten Seite der Bühne hastigen Schrittes, in der Gestalt eines hagern, ältlichen Mannes von kleiner Statur und scharfgeschnittenen, belebten Gesichtszügen, aus denen unter buschigen Brauen zwei kleine, kohlenschwarze Augen unheimlichen Feuers hervorbrannten. Die beiden Concertgeber, sich gewissermaßen als Kämpfer gegenüberstehend, griffen zu ihren Instrumenten, der Jüngling nach seiner Geige, der Capellmeister nach dem Violoncello. Emil begann den ersten Satz des Doppelconcertes. Gleich einer jungen Lerche, die zum erstenmal im weiten, unbekannten Aether ihre Schwingen prüft, erhoben sich die Töne seiner Violine, bargen sich schüchtern, wie in jungfräulicher Blödigkeit, vor den Ohren der Menge und senkten sich

nach kurzem Fluge wieder in stille Verborgenheit herab. Ein bedenkliches Flüstern folgte dem scheuen Versuche.

Campioni's spitzig-dünne Lippen verzogen sich zu einem argen Lächeln, seine Augen blinzelten in selbstzufriedener Freundlichkeit, und er setzte den Bogen an. Das war der Flug einer Rakete, die sich zischend vom Boden erhebt und kühnsten Schwunges die Höhe mißt, als wolle sie sich unter die Sterne des Firmamentes stellen. Wie leuchteten, blitzten, blendeten die Klänge! Aber plötzlich, inmitten des höchsten Schimmers brach der Meister ab; das Meteor verschwand und ließ — in kluger Berechnung — den staunenden Zuhörer wie in dichter Finsterniß zurück.

Ein donnerndes Bravo folgte.

Da setzte Emil wieder die Violine an. Er hatte sich inzwischen gesammelt und die klare, heitere Stimmung gewonnen, die seine Composition erforderte. Wie ein einsamer, glühender, sehnender Stern leuchtete nun der Ton seines

Instrumentes aus schwindelnder Höhe nieder. Hell und immer heller schossen seine Strahlen, von Secunde zu Secunde wechselnd schwoll sein Schimmer zum Glanz einer Sonne, und als hätte er sammt der sprühenden Morgenröthe rings auch die tausend Stimmen der Vögel und mit ihnen den Muth des kämpfenden Jünglings erweckt, sang und klang wieder durch Emils Brust und aus allen Saiten seiner Geige ein ganzer Frühling voll Nachtigallen, Drosseln und Amseln. Mit halbgeschlossenen Augen, als fürchte er durch den Glanz seiner Umgebung aus seinem Zauberkreise aufgeschreckt zu werden, stieg er jetzt hinab in die Tiefe seiner Seele, um all' ihre süßen, keuschen Geheimnisse, ihren ganzen wundersamen Inhalt heraufzubeschwören und flüchtete sich dann, mit dem Geständniß ihrer heiligen, stillen Liebe und ihrer seligen Träume, zurück in die freien, sichern Regionen des Aethers.

Da schoß zornglühend der hastige Bogen des

Maëstro der strahlenreichen Bahn dieser Melodien nach, und als wolle er, einem flammenden Geier gleich, die flatternde Taube umkrallen, stieg er höher und höher, sein Opfer wüthenden Fluges umkreisend, und hielt sich jetzt mit wilder Lust zum Sturz auf seine arglose Beute bereit, als das Rauschen seines Fittichs noch zeitig genug den verfolgten Gegner aufweckte. Die schutzlose Taube dehnte, in einer prächtigen Cadenz aufschwebend, ihre Schwingen, streckte sich zur Größe und Kühnheit eines Aares, wirbelte nun mit dem verfolgenden Feinde in gewaltigen, tönenden Schlägen durch die Lüfte und riß ihn endlich besiegt auf den Boden herab.

Ein gewaltiger Jubel brach los. Emil vernahm ihn kaum; er stand betäubt, erschöpft, wie ein gehetztes Wild. Als er endlich sein Auge dankend zu den Reihen erhob, von woher der donnernde Beifall entgegenscholl, begegnete es

einer bekannten, edlen Gestalt, die ihm freundlich winkend begrüßte. Es war der Graf, umgeben von den beiden lieblichen Frauengestalten. Emil wollte ein Zeichen der Wiedererkennung geben, aber er fand keine andre Sprache, als die stumme Bewegung, mit welcher er die Zeugin seines Glückes, die treffliche Amati, gerührt an die Brust drückte. Die freudig erregte Menge, die eigentliche Bedeutung dieser Pantomime nicht ahnend, legte sie aber nach ihrer Weise als Zeichen dankbarer Empfindung aus und verlangte nun in einem stürmischen Da capo die Wiederholung des Satzes.

Emil schrak zusammen. Seine erschöpfte Kraft war einer zweiten, gleich erschütternden Anstrengung nicht mehr gewachsen; ein einziger unbewachter oder unbeschützter Moment, ein ungünstiges Spiel des Zufalls, und aller Ruhm sammt der so wandelbaren Gunst des Publikums konnte ihm wieder verloren gehen. Zagend blickte er sich nach seinem Lehrer um. Dieser

hatte bereits die Bühne verlassen. Emil athmete neu auf. Er sammelte noch einmal seine wankenden Kräfte, er schürte seine Geister zur letzten flammenden Glut, setzte den Bogen an und ließ in kühner, freier Phantasie die Wellen seiner Seele hinausströmen in die weiten lauschenden Hallen. Mit dem letzten fieberischen Pulsschlag seines Herzens rollte auch der letzte Ton aus den aufkreischenden Saiten. Der übermächtige Kampf und die Größe des errungenen Triumphes hatten seine Sinne in brausendem Wirbel ergriffen; von dem Sturm des wiederholten Beifalls vernahm er nichts mehr, — er sank bewußtlos zu Boden.

Flucht.

Als Emil sein Auge wieder dem freundlichen Tageslichte öffnete, sah er neben seiner besorglichen Aufwärterin eine derbe männliche Hand um sich beschäftigt. Fast hätte die Freude ihn aufs neue in seinen fieberhaften Zustand zurück-

geworfen. Es war Konrad, der ihn auf das Geheiß des Grafen nach Hause gebracht hatte und von da nicht mehr von seiner Seite gewichen war. Nach den ersten freudigen Begrüßungen wollte des Fragens und Erzählens auf beiden Seiten fast kein Ende nehmen, und so erfuhr denn Emil auch von dem herzlichen Antheil, den die gräfliche Familie bisher an seinem Geschick nahm. „Ja", bekräftigte der redselige Alte, „ich mußte Fräulein Rosa alles sagen, was ich von Dir wußte, und sie hat bald geweint und bald gelacht bei der Schilderung Deiner Leiden und Freuden und bei Deiner Liebe."

„Wie, so hast Du auch —? Und weißt Du nicht, daß Mariens Vater — —"

„Freilich hab' ich, — freilich weiß ich; aber der Goldschmied müßte ja alle Nägel seiner Werkstatt im Kopfe haben, wenn er so einen Taugenichts von Schwiegersohn, wie den Franz Pyrker, ins Haus nehmen wollte. Da sollte

ihn doch gleich ein Hagelwetter, und wenn ich sage eins, so heißt das ein ganzes Schock, auf den Kopf fahren. Laß Du nur den Konrad zurückkommen nach Deutschland und in seine alte Vaterstadt, und es dürfte das bald geschehen, dann wird er Dinge erzählen, daß die, welche sie angehen, die Hände über sich zusammenschlagen sollen, allermeist aber der Stadtrath Pyrker." — Und nun berichtete der Alte, was Emil schon dunkel geahnt, daß die gräfliche Familie auf ihrer Reise von Straßenräubern überfallen worden war, daß der Graf einen derselben mit dem Pistol niedergestreckt, worauf die beiden andern die Flucht ergriffen, daß aber der Getödtete niemand sonst als Ulrich Pyrker gewesen.

Emil fiel von einer Verwunderung in die andre. „Gut, gut, lieber Landsmann", unterbrach er den Alten. „Du sagst mir da so viel und so Besonderes, daß ich es kaum fassen kann.

Mir schwindelt und ich bedarf der Ruhe. Morgen, morgen weiter."

Er sank aufs Lager zurück; bald umzog ein wohlthätiger Schlummer seine Sinne und setzte in Träumen das neckische Spiel seiner Phantasie zwischen zwei gleich anmuthigen, liebseligen und doch so verschiedenen Frauenbildern fort. Die eigene jugendkräftige Natur und die durch Konrads Nähe gehobene Stimmung stellten Emil in wenig Tagen so außer Gefahr, daß der Graf die früher schon beschlossene und nur durch die Erkrankung seines jungen Landsmannes verschobene Abreise ausführen konnte. Mit betrübter Miene brachte Konrad diese Meldung, aber er versüßte sie durch die Beilage eines großmüthigen Geschenkes aus der Hand seines Herrn und durch Uebergabe eines Billetes, das in leichter, flüchtiger Schrift die Worte enthielt:

„Verlassen Sie bald eine Stadt, in welcher hinfort Ihrem Glück, vielleicht

selbst Ihrem Leben Gefahr droht, und geben Sie dieser Warnung die Deutung und den Werth, als käme sie aus Ihrer Heimat und dort von lieben Händen."

„Wenn auch nicht von daher", rief Emil nach Durchlesung dieser Zeilen aus, „so doch gewiß von einer Hand, welcher der Dank meines ganzen Lebens gehört! Aber sprich, Alter, wer gab Dir das?"

Konrad legte lächelnd und bedeutungsvoll den Finger auf den Mund, reichte dann seinem jungen Freunde nochmals die Rechte und schied „auf ein fröhliches Wiedersehen im lieben Deutschland". Emil fühlte nach diesem Abschied eine Art tiefen, sehnsüchtigen Heimwehs, doppelt schmerzlich, da seine körperliche Schwäche ihm noch immer nicht gestattete, seinem edlen Gönner persönlich zu danken, wie viel weniger den Wanderstab nach der Heimat zu ergreifen. Ob er indessen zu den leisen Klagen, die in solcher Zeit seiner Brust entschlüpften, gerechten Grund

hatte, ob nicht vielmehr eben diese Erkrankung ihn vor den nächsten Angriffen seiner Feinde sicherte — das möchte wohl nur derjenige beantworten können, der mit der Erkenntniß eines ganzen Menschengeschickes zugleich auch den Schlüssel zu jeder einzelnen Erscheinung in demselben besäße.

Auch diese trüben, schmerzlichen Tage, für Emil eine bedeutsame Zeit der Einkehr in die Welt seiner Hoffnungen und Pläne, gingen vorüber, und reicher an Kunst und Erfahrung, aber auch getroster an Muth und Selbstvertrauen als seit langer Zeit treffen wir nach diesem Sturme den jungen Künstler auf der Wanderung durch den Norden Italiens nach seinem theuren Vaterlande. Er sah unterwegs noch manche schöne Stadt, hörte manchen tüchtigen Meister und that selbst da und dort manch trefflichen Bogenstrich. Ja, er bestand zuletzt einen nicht gar leichten, innerlichen Kampf zwischen der Liebe zur Kunst, die eben damals in Italien

so viel herrlicher blühte als in Deutschland, und der Sehnsucht, die ihn in die Heimat zurückzog. Sein Ruf drang von Stadt zu Stadt und sicherte ihm überall Ehre und Lohn. Das schöne Mailand machte Miene, ihn durch eine vielversprechende Stellung dauernd zu fesseln. Die kindliche Anhänglichkeit und die Liebe siegten. Er war nach und nach in den Besitz einer Summe gekommen, wie er sie nie als sein Eigenthum geträumt. Mit ihr konnte er die treue Mutter pflegen; mit den Ansprüchen aber, die ihm seine Künstlerschaft verlieh, wollte er vor die Jugendgeliebte treten und um sie werben. Hatte sie ihn aber inzwischen vergessen, so sollte die Fremde fortan seine Heimat werden, so wollte er in den Armen der Muse um seine betrogene Liebe weinen.

Er verließ Mailand und wandte sich über die malerischen Seen Oberitaliens und die hehren, heiligen Alpen den deutschen Marken zu, folgendes Lied im Herzen:

Es zog ein Bursch nach Welschland weit,
Und als er saß in Duft und Blüt',
Da kost' ihn wohl die braune Maid:
Bring' uns, Gesell, dein schönstes Lied.
„Und soll ich singen, reicht mir Wein;
Im Weine quillt des Liedes Leben,
Er sei vom Main, er sei vom Rhein:
In Deutschland — Glück auf, mein Deutschland! —
Da träufeln mir die edlen Reben."

Und als der Wein im Kelche schwoll,
Da trank die braune Dirn' ihm zu:
Der Saft ist echt, das Glas ist voll;
Wohlauf, nun trink' und singe du.
„Zum kühlen Wein ein warmer Kuß!
So fern der Liebsten schäumt er trübe;
Und soll ich singen, ist's ein Gruß
Nach Deutschland — Glück auf, mein Deutschland! —
Dort grünet meine junge Liebe."

Und wie die braue Dirn' ihn lockt
Mit süßem Kuß, mit Blick und Scherz, —
Der Sänger schweigt, der Sänger stockt:
„Nur in der Heimat klingt mein Herz!
Wo noch die Stirnen männlich glühn,

Noch Treue pocht aus keusche Mieder, —
In meiner Wälder dunklem Grün,
In Deutschland — Glück auf, mein Deutschland! —
Dort träumen meine sel'gen Lieder."

Bekanntschaft.

Die Sonne senkte sich allmälig der westlichen Bergreihe zu, die den Comersee umzieht; sie leuchtete aber noch mit jener verklärenden Milde, mit der sie zur Zeit des Uebergangs vom Sommer zum Herbst unsere Sehnsucht zugleich weckt und stillt. Das Städtchen, dessen Mauern und Zinnen sich in den liebesdürstenden Wellen jenes Sees spiegeln, lag unsrem Wandrer bereits im Rücken und schimmerte mit übergoldeten Kirchen und Thürmen nur noch zitternden Duftes herüber; die azurblaue Tiefe gab neben dem Krystallbogen des Himmels das Bild der oliven- und weinbekränzten Hügel mit Gärten und Villen wieder; im weiteren Umkreise und in magischen Tinten dunkelten die

Voralpen, und drüberhin streckten die Riesen des Hochlandes ihre glühenden Häupter in die reizende Scene. Emil wähnte sich auf einem schönern Sterne; sein ganzes Wesen war Verklärung, sein Zustand das Gefühl eines himmlischen Traumes, aus welchem er aufzuwachen fürchtete. Er schloß die Augen vor dem zauberhaft wirkenden Bilde, um sein Gedächtniß über die Treue seiner Erinnerung zu prüfen, und öffnete sie wieder, um sich aufs neue in den Strom dieser unaussprechbaren Empfindungen zu versenken.

Dort saß ein junger Mann auf einem Baumstrunke, den Fuß auf einen Stein gestützt, eine Mappe auf dem Knie, Zeichenstift und Pinsel mit gewandter Hand führend. Die ganze Erscheinung verrieth den echten Sohn Italiens und einen jener Kunstjünger, welche die Gebirge und Seen des Südens so reichlich bevölkern. Emil hätte ihn fast um das Glück beneidet, der Sprache der Natur Dauer geben und die Glut

der eigenen Gefühle in blühende Farben aus-
hauchen zu können. Er zog grüßend an dem
Maler vorüber, der ihm mit leichtem Kopfnicken
dankte, nach der Gegend einer Villa zu, die aus
einem Haine von Feigen-, Orangen- und Ka-
stanienbäumen hervorblickte. Glücklicher Sterb-
licher, dachte der sinnende Wandrer bei sich,
dem die gnädigen Musen solch' ein Stückchen
Erde unter solch' einen Himmel und dazu ein
offenes Aug' und eine fühlende Brust für diese
Reize verliehen! Eben zog er an der mit Epheu
umgrünten Mauer, welche den Park einschloß,
vorüber. Abgebrochene Klänge einer Laute schlu-
gen wie zerrissene, traumhafte Gedanken an
sein Ohr. Sie kamen aus dem nahen Parke.
Emil konnte sich nicht enthalten, stehen zu blei-
ben und zu lauschen. Es waren nicht die leicht
hinfließenden, alltäglichen Accorde, welche dies
Instrument auch einer weniger geübten Hand
überläßt, sie flossen aus einer tieferen Seele und
zitterten wie Stimmen einer schmerzlich süßen

Sehnsucht durch die Abendstille. Endlich gesellte sich auch der Schmelz einer weichen Frauenstimme zu ihnen und Emil erlauschte die Worte:

Es gehn zwei treue Herzen
In Liebe still bewußt,
Als wie zwei Stern' am Himmel,
Zwei Tropfen in der Brust;

Als wie an einem Zweige
Zwei Rosen in der Blüt',
Zwei Thränen in den Augen,
Zwei Seufzer im Gemüth, —

Zwei Töne eines Liedes,
Zwei Wellen auch des Rheins, —
Wie oft getrennt, sie fließen
Doch wieder eins in eins.

Von Ton zu Ton steigerte sich das Interesse des Zuhörers; mit jeder neuen Wendung dieser süßen Stimme schien ihm eine frische Erinnerung aufzusteigen, und als sie nun schloß, stand auch das ganze tönende Bild der Sängerin in lieblichster Vollendung vor seiner Phantasie.

Ob die Wirklichkeit seinem Traum entsprach? Ob in der That die schöne Herrin, deren Gesang er einmal schon, doch vor Jahren gehört, diese Räume schmückte? Sein Herz fragte mit ungestümem Pochen, — und dem unwiderstehlichen Drange zur Lösung dieses Räthsels folgend, legte er sein Reisebündel in das Gras, schwang sich an den Epheuranken auf die Mauer, so daß sich Kopf und Arme oberhalb der Brüstung befanden, während die Füße nach der Straße hinabhingen, und erreichte mit gespannten Blicken unter dem Laubgehänge des Parkes jetzt ein weißes Gewand, jetzt einen blendenden Arm, und jetzt —

„He, Freund!" erscholl in diesem Augenblick hinter ihm eine kräftige, männliche Stimme; „habt Ihr Lust nach verbotenen Früchten, so sichert vorher wenigstens Euer Eigenthum, das Euch ja jeder Landstreicher unter den Füßen wegtragen kann."

Emil, über diese unerwartete Ansprache nicht

wenig erschrocken, ließ die ihn stützende Ranke so eilig los, daß er unsanft zu Boden fiel. Lachend half ihm der Maler — denn niemand anders war der unberufene Störer — wieder auf die Beine und suchte durch eine scherzhafte Wendung den Verdruß zu verwischen, den er deutlich in Emils Zügen las. Er hatte übrigens nach den ersten Fragen über woher und wohin kaum den Reiseplan des jungen Musikers erfahren, als er sich diesem bis an die Grenze der Lombardei, wo er zu Hause, zum Gefährten antrug. So unbehaglich unserm Freunde auf seiner Wanderschaft das Gefühl der Einsamkeit wurde, doch hätte er diese gern der Begleitung eines Menschen vorgezogen, den er nicht kannte, und dessen keckes Auftreten keineswegs für sich einnahm. Indeß war Emil in seiner jetzigen Stimmung theils zu gleichgültig gegen die äußere Welt, theils zu befangen, als daß er sogleich eine ablehnende Antwort gefunden hätte, und der Fremdling schien in seiner zuversichtlichen Weise

einer Weigerung so wenig gewärtig, daß er bereits und ohne weiter zu fragen das Reisebündel seines muthmaßlichen Gefährten mit den Worten sich auf den Rücken gepackt hatte: „Ihr habt wohl heute das Zeug da weit genug geschleppt. Tragt Ihr meine leichtere Mappe, so trag' ich Euer Gepäck. Ich denke, der Tausch wird Euern Schultern wohl bekommen. Uebrigens", fügte er lachend hinzu, „wie mit der Last, so auch mit der Zeche. Ueberall Gegenseitigkeit! Das ist ein Grundsatz, den Ihr vollkommen billig finden werdet. Aber, alle Wetter, Ihr tragt ja so schwer wie ein Maulthier. Verzeiht mir den Vergleich. Euer Ränzlein ist wohl ziemlich mit Goldfüchsen gespickt? Hab' ich's errathen; he?"

„Die sucht Ihr wohl bei einem fahrenden Musikus ebenso vergeblich, als bei einem reisenden Maler", entgegnete Emil erröthend. „Ich bin Liebhaber von Versteinerungen und trage einige seltene Exemplare bei mir. Das Futteral oben auf beherbergt mein Instrument."

„Es ist darum fatal für einen Musiker zu reisen. Ohne Instrument ist er ein Faß ohne Wein, und mit demselben ein Lastthier. Da lobe ich meine Kunst. Eine Mappe, ein Stück Papier oder Leinwand, ein Stift oder ein halb Dutzend Farbschalen — und der Maler ist fertig. Dazu kommt, daß die Arbeit des Malers nur einmal Zeit und Kunst in Anspruch nimmt, um dann für immer das Auge des Beschauers zu fesseln und zu befriedigen, während jede musikalische Darstellung, ebenso vorübergehend in ihrer Erscheinung, wie in ihrer Wirkung, immer wieder von neuem der Thätigkeit des Künstlers bedarf und ihn nicht einmal bis an seinen Tod begleitet."

„Die Flüchtigkeit des Tones und seiner Gebilde", erwiderte der Musiker, „kann keinen gewichtigen Vorwurf gegen meine Kunst begründen. Immer ist es nur die Flüchtigkeit eines Augenblicks, die eine Idee erschafft, um diese gepanzert wie Minerva aus Jupiters Haupt her-

vorspringen zu lassen. Der Augenblick gießt dem Maler das göttliche Bild, dem Dichter den himmlischen, blitzenden Gedanken, dem Feldherrn die kühne, glänzende That, dem Staatenlenker den großen, weltbewegenden Entschluß in die Seele; die Zeit leiht ihnen Allen nur das Mittel der Ausführung. Nicht die Kürze oder die Dauer einer äußerlichen Erscheinung sollte also deren Werth bestimmen. Und liegt nicht eben in der jedesmaligen Wiedererweckung eines schönen musikalischen Gedankens und in der Leichtigkeit seiner Wiederbelebung eine Sättigung, eine geistige Wiedergeburt, wie sie der Maler aus der erneuerten Betrachtung seines Werkes kaum schöpfen kann? Abgesehen davon, daß seine schönsten Bildungen ihm selten zum eignen Genusse verbleiben."

„Dieser Grund hat wenig oder kein Gewicht", versetzte der eifrige Gegner. „Wirkt auch der malende oder plastische Künstler selten für den eignen und augenblicklichen Genuß, so

setzt er dafür seine Mit- und Nachwelt zu Erben ein und trägt den Zauber seines Genies in jugendfrischer, ungeschwächter Kraft noch auf Zeiten über, in welchen von einem Tartini, Lolly, Farinelli u. s. w. nichts als der leere Name lebt."

„Ihr vergeßt der Unsterblichkeit eines Palestrina, Pergolese, Durante, Haendel und vieler Andrer, deren Werke ewig —"

„Deren Werke", unterbrach hier der Maler „zu ihrer Erneuerung immer einer Vielheit von Kräften bedürfen und somit leicht durch das Ungeschick eines Einzelnen verpfuscht werden können."

„Ich halte dafür", entgegnete der Musiker „es sollte im Rangstreit zweier, jedenfalls schwesterlich verwandter Künste mehr der eigentliche Schwerpunkt erfaßt werden, und dieser liegt für mich in der Unmittelbarkeit, in der Tiefe und Gewalt des Eindrucks, mit welchem der Ton über uns kommt, in der erschütternden Be-

bung, mit der er uns ergreift und in seiner erhebenden, stillenden und begeisternden, mit Einem Wort — in seiner schmerzlich seligen Wirkung. Hierin theilt der Ton gewissermaßen die Macht und die Schwäche des gesprochenen Wortes. Wenn auch flüchtig von Mund zu Mund verhallend, wirkt es gleichwohl nicht bloß durch seinen geistigen Inhalt, seinen Begriff, sondern auch durch den unmittelbar treffenden und belebenden Hauch, womit es die verwandten Saiten unsres Gemüthes anregt und anklingt, während der Buchstabe, von dem sinnlichen Träger verlassen, nur den nackten Gedanken festhält."

„Um dafür diesen selbst in schmuckloser Gestalt mit desto größerer Freiheit und unbestechlicher Ueberzeugung wirken zu lassen", ergänzte der Maler. „Ihr scheint überhaupt dem Ohr den Vorzug vor dem Auge einzuräumen."

„So wie ich auch den Taubgebornen vor dem Blindgebornen beklage."

„Und Ihr bedenkt nicht, welch eine Welt

von Erscheinungen von dem Blindgebornen abfällt, deren sich der Andere erfreut?"

„Allerdings die reichste, die uns die Sinne zuführen; aber immer nur eine Welt voll Oberflächen ohne Tiefe, ohne Gewicht und Seele. Diese wohnt nur in Wort und Ton. Die Erfahrung bestätigt solches in der Erziehung Blind- oder Taubgeborner, und schon die Griechen ließen ja Euridice der Leyer ihres Gatten nachfolgen, während sie vor seinem Blick wieder verschwinden mußte."

„Sei das", schloß endlich der Maler. „Ich lobe mir die Farbe; sie ist mir Licht, — Klang und Ton dagegen wirken in mir wie Dämmerung."

„In Licht und Farbe", bemerkte Emil noch, wohnt vielleicht die Liebe des Körperlichen; im Dunkel des Tones aber die Liebe der Seelen. Lassen wir die beiden Schwesterkämpfe in Eintracht neben einander gehen und ihren Wettstreit weniger in Worten, als in ihren Schöpfungen auskämpfen."

Betrug.

Die beiden Wandrer hatten sich unter diesem Gespräche von dem Park entfernt, nicht ohne ein inneres Widerstreben Emils, der gar zu gern seine Beobachtungen auf der Mauer fortgesetzt hätte. Noch mancher fragende, zweifelnde Blick schweifte nach den von der Sonne beleuchteten Gebüschen und Wänden zurück, von woher ihm noch einzelne Laute jener tiefsehnendn Stimme nachklangen, die vorhin seine Aufmerkmerksamkeit so wundersam gereizt hatte. Ja, hätte er nur noch eine kleine Weile lauschen können, er würde bald eine zweite jugendliche Dame bemerkt haben, welche — der Sängerin zuschreitend — mit drohend erhobenem Finger ausrief: „Muß ich Dich nun wieder im Dunkel dieser Laube suchen, liebe Träumerin? Wie ist doch meine sonst so heitre Rosa verwandelt, seit wir Florenz verlassen! Wäre vielleicht das

Herz meiner schönen Freundin dort zurückgeblieben?"

„Ach, theure Gräfin!" seufzte die Gefragte unter tiefem Erröthen.

„Wie? Gräfin? Hab' ich die nähern Rechte einer Freundin an Dein Herz verloren?"

„Meine gütige Adele!" rief das bebende Mädchen, in überwallendem Gefühl ihrer Gefährtin in die Arme sinkend. „Soll ich meine Besorgniß um das Schicksal jenes deutschen Jünglings eingestehen, den wir ohne Schutz und Freund, dabei leidend, inmitten der Nachstellungen des Hasses und des Neides zurückgelassen haben?"

„Ach, der arme Glückliche!" lächelte die Gräfin entgegen. „Verdient er wohl mein Mitleid, da er mir das Herz meiner lieben Rosa geraubt hat?"

„Nicht das, theure Adele! Wie irrig Du wieder meine Theilnahme für ihn deutest!"

„In der That?" kosete die Gräfin. „Wär' es wirklich nur diese? So hätte ich ja für Dich

einen unfehlbar heilenden Balsam. Denn der Vater, welcher sich für den talentvollen jungen Künstler eben auch mit derselben Theilnahme interessirt und ihn nicht aus den Augen lassen wird, hat mir heute aus einem Schreiben seines Freundes, des Gesandten, die Nachricht mitgetheilt, daß Emil Lange seit mehreren Wochen gesund und rüstig Florenz verlassen hat, um sich seiner Heimat zuzuwenden. Ist damit Deine Besorgniß gehoben?" setzte die junge Dame mit reizendem Lächeln hinzu.

„Du sollst es an der Heiterkeit deiner Rosa sehen", antwortete die Angeredete. Die Gräfin drückte der Gespielin ihrer Kindheit, als sie so blütenschön und schmerzlich lächelnd vor ihr stand, einen schwesterlichen Kuß auf die reine Stirn und zog sie streichelnd mit sich durch die schattigen Gänge. Aber gar manchmal noch, wenn Adele der Freundin ins lachende Antlitz blickte und tief im Auge eine halbe Thräne versteckt sah, konnte sie einen leisen Seufzer kaum ersticken.

In später Dämmerung hatte Emil sammt seinem Begleiter die Herberge erreicht und ermüdet neben diesem ein Nachtlager genommen. Die Anstrengungen des Tages führten ihn bald in einen tiefen Schlaf, aus welchem er sich erst erhob, als bereits der helle Morgen ins Zimmer leuchtete. Auch das Lager seines Gefährten war schon leer. Emil glaubte diesen auf einem frühen Morgengang in der herrlichen Natur und harrte eine Weile. Das Frühstück dampfte indeß auf dem Tische. Der Maler erschien noch immer nicht. Emil erinnerte sich nun der gestrigen Anspielung auf die Zeche und schöpfte darüber Argwohn. Er fragte den Wirth nach dem andern Gaste. „Der ist am grauenden Morgen mit Sack und Pack davon“, hieß es. Emil verlangte sein Gepäck. „Welches Gepäck?“ fragte der Wirth befremdet. „Was ich gestern mitbrachte“, stotterte Emil ängstlich. „Was Ihr mitgebracht“ sagte der Wirth, „lehnt dort an der Wand, eine

leere Mappe; etwas Andres hab' ich Euch nicht tragen sehen."

„Und mein Ränzchen? Mein Instrument?"

„Daß ich nicht wüßte", erwiderte Jener. „Euer Reisegefährte nahm nur mit, was er gestern brachte und was ihm gehörte, sein eignes Bündel. Doch ja, ein Instrument, sagte er, hab' er Euch zu Gefallen aufgepackt gehabt, das ließ er zurück; ich will es holen."

Emil starrte lautlos bald den Boden, bald den Himmel an. Die Frucht seiner jahrelangen Mühen und Entbehrungen mit einemmale dahin! Er konnte die Wucht dieses Gedankens lange nicht fassen, nicht tragen. Das theure Opfer, das er auf dem Altare kindlicher Liebe niederlegen, mit welchem er die sorgenvollen Tage einer greisen, geliebten Mutter schmücken wollte, war also unwiederbringlich verloren, und mit ihm zugleich jede Ueberraschung, die er bereiten, und alle Hoffnungen und alle Pläne, die er auf dies sorgsam gesparte Gut zu bauen gedachte.

Und dies ganze, schöne Glück zerstörte die Treulosigkeit eines Betrügers. Emil konnte die bittern Thränen nicht zurückdrängen. Er bezahlte seine Zehrung mit der wenigen Münze, die er in der Tasche führte und verließ mit den schmerzlichsten Gefühlen einen Ort, der ihm seine ganze Zukunft geraubt zu haben schien und außer seinem Instrument nichts gelassen hatte, womit er sich die Mittel der Heimreise hätte ermöglichen können.

Heimkehr.

Der Herbstwind trieb eilende Wolken an der Sichel des eben aufgehenden Mondes vorüber und jagte die Blätter der alten mächtigen Linden und Pappeln weit in den kühlen, schaurigen Abend hinaus, als Emil, dem wohlbekannten, einsamen Fußsteige folgend, am Grau des Horizontes die Umrisse der Thürme und der Kirchen seiner Vaterstadt erblickte. Das waren noch dieselben Bäume, die ihm vor Jahren mit den

ersten Frühlingssprossen gar fröhliche Grüße auf die Wanderschaft zugeflüstert hatten, und das die Thore, durch welche er einst im Schimmer des Glückes wieder einzuziehen gedachte. Der invalide Thorwächter, der ihm damals mit warmem Händedruck Valet gegeben und ihm nun wieder öffnete, betrachtete jetzt im Schein seines flackernden Lichtes kopfschüttelnd den wiederkehrenden Jüngling und lehnte mit einem bedenklichen Blick auf dessen armseligen Anzug die kleine Gebühr für den Einlaß ab.

Die Straßen lagen bereits still. Emil dankte es dem sturmvollen, rauhen Herbstabend, der die Menschen in die Häuser gebannt hielt und ihm vergönnte, unbemerkt die mütterliche Wohnung aufzusuchen. Es war die Zeit, da noch die meisten Lichter brannten. Stumm und ernst sah hier die alterthümliche Kirche auf ihn herab, welcher gegenüber die bescheidene Amtswohnung des Organisten, seines Pathen, lag. Ungewöhnlicher Schimmer, dazu Sang und Klang gar

seltsamer Art verbreitete sich von deren Fenstern über die Straße. Emil staunte, ohne den Schlüssel zu dieser sonderbaren Erscheinung finden zu können. Er konnte sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden nach der Ursache der befremdlichen Vorgänge zu fragen. „Der neue Organist", hieß es, „feiert heute seine Einsetzung."

„Wie? Und der alte, brave Organist —"

„Ist ja vor einem Vierteljahr gestorben", ergänzte der Angeredete und betrachtete sich verwundert den Frager.

Emil mochte eine gute Weile, wie an das Pflaster gebannt, gestanden haben. Erst als er bemerkte, daß er die Neugier einiger Vorübergehenden auf sich zog, ging er weiter.

Jetzt stand er vor der theuern Schwelle zu dem Heiligthum seiner Liebe, vor der Thür in das Haus des Goldschmieds Walther. Aus den unteren Fenstern schimmerte noch Licht. Sie waren nicht so hoch über dem Boden und die Vorhänge nicht so weit zugezogen, daß Emil nicht hätte von dem

steinernen Sitz am Hause einen Blick in das heimlich enge Reich seiner seligsten Träume und Erinnerungen werfen können. Eine weiche, halb gedämpfte Stimme erklang in eigenthümlich rhythmischer Weise aus dem traulichen Gemach. Emil lauschte mit gespannten Ohren. Er täuschte sich nicht, sie war es; es war die Stimme Mariens, seiner Marie! Sein Puls schlug und stockte fieberhaft. Eine unwiderstehliche Macht zog ihn ans Fenster. Die Lampe beleuchtete im Vordergrund des Zimmers eine männliche Gestalt in nachlässiger Stellung auf den Lehnstuhl hingeworfen, das Haupt in die Hände gestützt. Tiefer im Raume saß vor einer Wiege, den Säugling einschläfernd, ein bleiches, abgehärmtes Frauenbild, Marie, des Pyrker's Weib. — Sie fand am andern Morgen auf dem Fenstergesimse ein zusammengelegtes Papierchen, und als sie dasselbe öffnete, — die zerstäubten Ueberreste von Veilchen und Rosen, die

ihr gespensterhaft wie die gebleichten Gebeine eines Todten ins Auge sahen.

Wenige Minuten nach dem Vorgang an Mariens Fenster pochte eine bebende Hand an die Thür der Wittwe Lange. Die kranke Frau unterbrach ihr lautes Abendgebet bei dem Namen des theuren Sohnes, den sie Tag für Tag der Obhut Gottes empfahl; sie erhob sich mit einem zitternd gesprochenen „Herein!" — und der Ferngeglaubte lag weinend in ihren Armen.

Schluß.

Mangel und Noth bedrückten wieder wie sonst das arme Gemach und die Herzen seiner Bewohner. Das Leben der leidenden, geliebten Mutter hing an schneller, durchgreifender Hülfe. Der treue Sohn wußte nur einen Weg der Rettung; dieser aber kostete ihm ein schweres, unersetzbares Opfer. Er brachte es. Bald las man in öffentlichen Blätten eine echte, treffliche Amati-Geige zu schleunigem Verkauf ausgeboten.

Einige Wochen vergingen erfolglos. Endlich wurde Emil mit seinem Instrument in ein Gasthaus seiner Vaterstadt beschieden, woselbst ein Kunstliebhaber es zu sehen wünschte.

Emil drückte noch einmal das theure Kleinod, die Zeugin seines Ruhmes und seines kurzen Glückes, an das Herz und ging. Eiligen Schrittes ging er an dem Fenster vorbei, aus welchem Franz Pyrker trüb und finster nach dem Hause hinüberstarrte, das einst seines Vaters Eigenthum und jetzt in den Händen seiner Gläubiger war. In abgetragenem Anzug und verschämter Haltung trat eben auch Marie, das arme Opfer elterlicher Habsucht, aus der Thür. Emil grüßte sie; ihr verbleichtes Antlitz wandte sich mit einem Anflug von schneller Röthe ab. Er aber hatte in der Fülle seines eigenen Schmerzes noch eine heimliche, stille Thräne für das unglückliche Weib. Hastig trat er ins Gasthaus. Man wies ihn, den Fremden zu erwarten, in ein Vorzimmer. Emil konnte sich's nicht verwehren, noch einmal

in die Saiten seines Instrumentes zu greifen und die Erinnerungen aus seinem verlornen Paradiese heraufzubeschwören. Er spielte so schön, vielleicht noch rührender, wie einst die Scene, die er vor Monaten auf dem Theater zu Florenz vorgetragen; zwei große, herztiefe Perlen auf seinen Wangen begleiteten die schmerzlichen Töne. Er hatte nicht Zeit, sie zu trocknen, als sich die gegenüberliegende Thür öffnete und — der Graf an der Seite der beiden jungen Damen vor dem staunenden Jüngling stand.

„Wir treffen uns erst nach ziemlich langer Trennung, aber doch wohl zeitig genug wieder, um Sie vor einem verzweifelten Schritt und vielleicht vor einem Abfall von Ihrer ganzen künftigen Lebensrichtung zu bewahren", redete der Fremde ihn an.

„Verzeihung, edler Graf, für diesen Schritt! Es ist weder Undank noch Geringschätzung eines heilig gehaltenen Geschenkes", erwiederte Emil,

indeß auf seinen Wangen die Blässe des Schreckens mit der Röthe freudiger Ueberraschung wechselte.

„Keine Entschuldigung, junger Mann! Ich kenne Ihr bisheriges Geschick und ehre eine kindliche Liebe, die solchen Opfers fähig ist. Behalten Sie Ihr Instrument und, wie ich hoffe, als unzertrennliche Gefährtin Ihres Lebens und Ihrer Kunst. Wenn ich erst heut' nähere Veranlassung nehme, unsre frühere kurze Bekanntschaft persönlich zu erneuern, so hat daran nicht Mangel an Theilnahme an Ihrem schönen Streben schuld. Ich liebe es, den fähigen Jüngling eine Zeit lang, nur auf die eigene Kraft gestützt, im Kampfe mit dem eindringenden Mißgeschick zu beobachten. Auch Sie haben in dieser Hinsicht eine fruchtbare Schule durchgemacht. Wenn Sie wollen, so mögen Sie die herbe Prüfung mit einem Ruhepunkt schließen und in demselben Kräfte zu weiterem Aufschwung sammeln. Ich biete Ihnen dazu die Hand. Ich

beabsichtige, auf einem meiner Landgüter eine kleine, aber ausgewählte Capelle zu gründen; dazu brauche ich einen Dirigenten, und ich denke, dabei in Ihnen den rechten Mann gefunden zu haben. Die Stellung soll Ihnen ein sorgenfreies Auskommen, eine reiche Sammlung von Musikwerken und jährlich einige Monate Zeit zu Kunstreisen bieten. Sagt sie Ihren Wünschen zu, so schlagen Sie ein und folgen uns sogleich. — Hier stelle ich Ihnen denn auch zugleich zwei eifrige Musikschülerinnen vor: Adele, meine Tochter, und Rosa, die hinterlassene Tochter eines theuern Freundes, eines Officiers, der an meiner Seite und in edler Aufopferung für mich sein Leben verloren hat."

Emil fand lange keine Worte; er schien das Alles nur halb begriffen zu haben. Endlich hatte er sich gefaßt und die Hand des Grafen mit freudigem Zittern ergriffen. Sein Auge belebte sich mit dem Schimmer des seligsten Glückes und schweifte von Einem zum Andern, bis es

zuletzt an der liebreizenden Gestalt Rosa's hängen blieb, die, jede ihrer Namensschwestern an Schmuck der Schönheit und Jungfräulichkeit übertreffend, vor ihm stand. Als endlich das Band seiner Zunge sich zu lösen und in die Ergüsse gerührten Dankes auszuströmen begann, unterbrach ihn der Graf mit den Worten: „Nichts von Dank! Sie haben noch andre Sorgen auf dem Herzen, die wir Ihnen erleichtern möchten. Es wartet Ihrer eine leidende Mutter. Rosa hat sich ausgebeten, an ihr die Pflichten einer pflegsamen Tochter erfüllen zu dürfen. Wir wollen sie mit uns nehmen und für ihre Wiedergenesung bemüht sein."

„Seltene, edle Herzen! Herrliche, theure Jungfrau!" rief Emil aus. „Womit hab' ich solch überschwengliches Glück verdient!" — Und überwältigt von stürmenden Gefühlen breitete er ihr die bebenden Arme entgegen. Das schöne Mädchen verbarg die glühenden Wangen an seiner Brust.

„Wagen und Reiter Pharao's!“ verlautete jetzt noch eine jubelnde Stimme hinter der Scene. „Was seh' ich? Bräutigam und Braut! Tausendmal Glück auf! Heute Verlobung und übers Jahr einen muntern, jungen Capellmeister! Und wenn ich sage Einen, so heißt das — —“

„Still, Alter!“ lachte der Graf. „Wir zweifeln nicht im mindesten an Deiner herzlichen Mitfreude.“

Druck von August Grimpe in Hannover.

Scheurlin, Georg

Musiker Novellen von Georg Scheurlin

Hannover 1872